

"Betet für mich, daß die Kraft des Herrn in mir Schwachem mächtig werde": evangelische Diakone als Krankenpfleger an Bord der Gera ; der chinesische "Boxeraufstand" (1900-1901)

Neumann, Reinhard

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Neumann, R. (2004). "Betet für mich, daß die Kraft des Herrn in mir Schwachem mächtig werde": evangelische Diakone als Krankenpfleger an Bord der Gera ; der chinesische "Boxeraufstand" (1900-1901). *Deutsches Schiffsarchiv*, 27, 316-343. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-59660-0>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

► REINHARD NEUMANN

»Betet für mich, daß die Kraft des Herrn in mir Schwachem mächtig werde«

Evangelische Diakone als Krankenpfleger an Bord der GERA – Der chinesische »Boxeraufstand« (1900–1901)

Zur Vorgeschichte

Die GERA, ein Überseedampfer des Norddeutschen Lloyd, verließ am 19. Juli 1900 den Marinestützpunkt von Wilhelmshaven. Das Schiff nahm Kurs auf ein fernes Ziel am anderen Ende des Globus. Nach einer Fahrt entlang der französischen und portugiesischen Küste, nach Zwischenstops in Gibraltar und Malta, durchfuhr die GERA den Suezkanal und das Rote Meer. Am 6. September 1900 erreichte sie die Hafenstadt Colombo an der Küste der britischen Kolonie Ceylon. Das eigentliche Ziel war jedoch die chinesische Küste. Am 13. Oktober 1900 beendete die GERA ihre Reise zunächst auf der Reede von Taku, an der Mündung des Peiho-Flusses, im Nordosten Chinas.

Zuvor war das Schiff im Auftrag des »Central-Comités der Deutschen Vereine vom Rothen Kreuz« zu besonderen Zwecken umgebaut worden. Die GERA sollte als Lazarettschiff den Einheiten des deutschen Expeditionskorps zur Verfügung stehen, die in China die Aufstände des militanten Geheimbundes der I-ho t'uan (Faustkämpfer für Recht und Einigkeit) niederschlugen. An Bord taten neben den Männern der seemännischen Stammbesatzung, einigen Marineärzten und Sanitätsdienstgraden auch etwa dreißig »freie Krankenpfleger« ihren Dienst, die vor dem Einsatz in Berlin einen sechsmonatigen Kontrakt mit dem Roten Kreuz unterzeichnet hatten. Darunter waren auch sieben Angehörige der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth in Bielefeld-Bethel, gegründet im Jahr 1877.

Bisher hatte sich diese evangelische Diakonenanstalt von Bethel aus vor allem der Arbeit an hilfebedürftigen Menschen im Deutschen Reich gewidmet. Ein weiterer Schwerpunkt war seit etwa 1890 die Missionstätigkeit in der damaligen deutschen Kolonie Ostafrika. In einem möglichen Kriegsfall war Bethel jedoch dem Deutschen Roten Kreuz zu Hilfsdiensten verpflichtet, und genau dieser Kriegsfall war nunmehr eingetreten.

Seit dem beginnenden 19. Jahrhundert schwelten in China Aufstände gegen ausländische Usurpatoren. Die chinesische Zentralregierung in Peking war außerordentlich geschwächt, europäische Industrieprodukte verdrängten die einheimischen Produkte des riesigen »Reichs der Mitte«. Seit den 1820er Jah-



Abb. 1 Emblem des »Central-Comité der Deutschen Vereine vom Rothen Kreuz«. (Archiv der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth)

ren überschwemmten zudem massive Opiumimporte, vor allem durch die British East India Company, das Land und verursachten eine weit verbreitete Opiumsucht im Volk. Die chinesische Wirtschaft kollabierte dadurch vollends, die traditionelle Silberwährung verlor zunehmend an Wert. Eine wachsende Fremdenfeindlichkeit und die Verweigerung der Zusammenarbeit mit den fremden Mächten waren die Folge. Im Land bildeten sich etliche Geheimgesellschaften, die eine radikale Veränderung der bestehenden Machtverhältnisse zum Ziel hatten.

Nach dem sogenannten »Zweiten Opium-Krieg« diktierten die europäischen Großmächte Frankreich und Großbritannien im Juni 1858 den Vertrag von Tientsin. Darin bestimmten sie die Akkreditierung von Gesandten in Peking, die Öffnung von chinesischen Häfen und die weitgehende Freizügigkeit für britische und französische Kaufleute und Missionare. Militärische Strafaktionen im Jahr 1860 setzten die einseitigen Bedingungen dieses Vertrages noch einmal durch. Dabei wurde auch der kaiserliche Sommerpalast in Peking zerstört. Nunmehr erklärten die Europäer Tientsin zum Freihafen, auch die chinesischen Binnengewässer wie der »Gelbe Fluß« mußten ausländischen Schiffen geöffnet werden. Die beim Volk begehrte Droge Opium strömte damit endgültig und ungehindert in das Land. Weitere Handelsverträge mit ausländischen Staaten folgten. Auch das Königreich Preußen eröffnete eine Gesandtschaft in der chinesischen Hauptstadt.

Durch die Verträge von Tientsin und Peking bekamen christliche Missionare umfassende Privilegien zugestanden; die Konzessionen an die Missionare waren außerordentlich. Sie erhielten die volle Reise- und Bewegungsfreiheit in allen chinesischen Provinzen, das Recht der Niederlassung und des Grundstückserwerbs, die Erlaubnis zum Bau von Kapellen und Missionshäusern. Chinesische Christen erhielten den Schutz einer ungehinderten Religionsausübung. Theorie und Wirklichkeit klafften jedoch weit auseinander. Vor allem europäische Diplomaten beurteilten die missionarischen Aktivitäten ihrer Landsleute durchweg negativ.

Schon 1869 schrieb der damalige britische Botschafter, Sir R. Alcock, nach London: *Es würde für den Frieden Chinas entschieden besser sein, wenn das Christentum und seine Missionare wenigstens zur Zeit ganz ausgeschaltet würden. Die Hoffnung, das Christentum in China zu begründen, ohne zuerst die Sympathien und den guten Willen der oberen Klassen und der Literaten zu gewinnen, ist, fürchte ich, ganz chimärisch. [...] Ich bin fest überzeugt, [...] daß der Schutz der Missionare und ihrer Bekehrten im Innern durch die jetzt angewandten Mittel unmöglich ist. [...] Zweifellos ist [es] das Unheil der rivalisierenden Sekten und Kirchen, die den Chinesen widersprechende Lehren vortragen und dadurch die Saat künftiger Kriege und Streitigkeiten austreuen. [...]*¹

Auch deutsche Missionare nahmen ihre Arbeit in der chinesischen Provinz Schantung auf, im nordöstlichen Teil des Landes. Doch der deutsche Gesandte, M. von Brandt, urteilte in einem Bericht nach Berlin nicht anders als sein britischer Amtskollege: *Wenn ich heute meine Eindrücke und Beobachtungen zusammenfassen soll, so kann ich dies doch nur in dem Satze tun, daß ich die Tätigkeit der christlichen Missionen in China als die größte Gefahr für die Störung der Ruhe in dem Reiche wie auf der Erde überhaupt ansehen muß. [...] Der Feind [...] ist für den Chinesen nicht der Fremde als solcher, sondern der Missionar; man darf also auch die Bewegungen gegen diesen christlichen Ansturm nicht schlichtweg als fremdenfeindlich bezeichnen, sondern muß sie zu denen zählen, die als christenfeindlich angesehen werden müssen.*²

In Tientsin, einer Stadt von etwa 900 000 Einwohnern, kam es am 21. Juni 1870 zu einem Massaker an Missionaren und christlichen Chinesen. Ausgelöst wurden die Unruhen durch Gerüchte, in einem katholischen Findelhaus würden chinesische Kinder gefangen, bestialisch ermordet und ihre Augen und Herzen zu bösartiger Medizin verarbeitet. Der französische Konsul, weitere Ausländer, mindestens zwei Priester, zehn Nonnen und etwa fünfzig chinesische Christen fielen diesem Massaker zum Opfer.³

Europäische und amerikanische Missionare, ihre Kirchen, Schulen und sonstigen christlichen Einrichtungen waren zu einem Synonym abendländischer Vormacht- und Aufteilungspolitik geworden. Chinesische Christen galten als europäische Handlanger. China, Indochina, Burma, Korea, die Mongolei und die Philippinen waren Ende der 1890er Jahre in ausländische »Einflußgebiete« aufgeteilt: die russischen Zaren, das britische Empire, Frankreich, Italien, Japan und Portugal, auch Österreich und das Deutsche Reich machten ihre kolonialen Interessen geltend. Die Ermordung zweier deutscher Missionare im Jahr 1897 war ein willkommener Anlaß, Tsingtau, in der Bucht von Kiautschou im Nordosten Chinas, besetzen zu lassen. China mußte im März 1899 die deutschen Ansprüche auf Kiautschou anerkennen und das Gebiet für 99 Jahre als »Schutzgebiet« an das Deutsche Reich verpachten. Deutsche Firmengruppen erhielten zudem die Nutzung von Bergbaurechten und die Konzession zum Eisenbahnbau.

Anfang des Jahres 1900 eskalierten die Ereignisse. Vor allem im ländlichen China wurden seit dem Ende des 19. Jahrhunderts die Mitglieder des Geheimbundes der I-ho t'uan aktiv. »Boxer«, eigentlich eine mangelhafte Übersetzung des Wortes »Faustkämpfer«, ist als Symbol für die waffentechnische Unterlegenheit gegenüber den europäischen Truppenkontingenten aus der englischen Sprache abwertend von allen Angehörigen der Kolonialmächte übernommen worden. Geheimbünde gab es im Land schon seit der chinesischen Antike. Ihre Entstehung hatte oft ganz praktische Hintergründe: Auflehnung gegen die verhaßte Obrigkeit, gewaltsames Durchsetzen politischer Interessen, Bandenkriege der verschiedenen lokalen Despoten untereinander, Konflikte zwischen südlichen und nördlichen Volksgruppen im chinesischen Riesenreich.

Die »Boxer« waren meist junge Männer: Bauern und Handwerker, in den Dürre- und Hungersnöten sozial und wirtschaftlich deklassiert. Hinzu kamen entlaufene buddhistische Mönche und Klosterschüler, taoistische Priester, aber auch Strauchdiebe, Kriminelle und zahlreiche entlassene oder desertierte Soldaten. Als Kampffarbe der »Boxer« galt die Farbe Rot. Häufig bestand ein Teil ihrer Kleidung aus einem roten Kopftuch, einer roten Schärpe und roten Ärmelkleeblättern. Ihr Feindbild war in der Auflehnung gegen die neuen Fremden klar definiert: gegen die Europäer, die Amerikaner, aber ebenso gegen die verachteten und verhaßten Japaner, im Volk als »gelbe Affen« titulierte. Letztendlich war ihr Aufstand der verzweifelte Versuch des alten China, die Invasion der neuen, ausländischen Mächte noch einmal zurückzudrängen. Später sollten sich auch größere Einheiten der regulären chinesischen Armee an den Aufständen beteiligen. Magische Rituale, der Glauben an das Okkultistische und an die eigene Unverwundbarkeit spielten eine große Rolle. Mangelnde militärische Stärke konnte dadurch augenscheinlich zunächst teilweise ersetzt werden. In einem erbeuteten Schriftstück hieß es: *[Wenn] die Anhänger [...] erwachen, [...] kann kein Messer oder Gewehr sie verletzen. [...] Deshalb wird ein Wolkenregen acht Millionen Geistersoldaten herabströmen lassen, um mit den Fremden aufzuräumen. Weil dieser Sprühregen nicht schon lange Waffen und Soldaten hervorsprudelte, hat das Volk Bedrängnis.*⁴

Schon im Oktober 1899 war es zu Plünderungen von Häusern und Geschäften von Chinesen gekommen, die zum christlichen Glauben konvertiert waren. Ein britischer Missionar wurde am 31. Dezember 1899 das erste europäische Opfer dieser Unruhen. Die Regierung in Peking stand dem Aufstand hilflos gegenüber. Ein Teil der Hofbeamten betrachtete die Übergriffe mit offener Sympathie. Die Exzesse und Massaker begannen in den Provinzen Schantung und Tschili. Hier brannten die Häuser christlicher Chinesen, aber auch europäische und amerikanische Missionen, Kirchen und Kapellen wurden angegriffen, geplündert und niedergebrannt.

Die europäischen Staaten, Japan und die USA forderten die Regierung in Peking ultimativ zum Schutz der europäischen Einrichtungen auf. Mitte April 1900 verbündeten sich in Peking und weiteren Städten die regulären chinesischen Truppen mit den aufständischen »Boxern«. Ab dem Mai waren durch die Angriffe der Aufständischen vor allem die Eisenbahnverbindung und

Telegraphenleitungen zwischen Peking und der Küste zerstört. Bahn und Telegraphie hatten nicht nur strategische Bedeutung, sondern galten auch als Errungenschaften einer westlichen Ausbeutung.

Bis Mitte Mai forderten die Unruhen mindestens 73 Tote unter den Europäern. In dieser Situation wurden am 28. Mai 1900 von den europäischen Botschaftern in Peking Gesandtschaftswachen von den Kriegsschiffen vor Taku angefordert. Dort war seit dem Beginn der Unruhen ein multinationales Flottengeschwader zusammengezogen worden. Die chinesische Regierung hatte allerdings große Bedenken gegen die massive Stationierung fremder Truppen in der Hauptstadt. Erst auf massives Drängen der Gesandten gestattete der »Tsungli Yamen« (im europäischen Sinn das chinesische Außenamt) schließlich die Entsendung von Schutzdetachements. Die Chinesen ersuchten jedoch, die Kontingente auf 20 bis 30 Mann pro Nation zu beschränken.

Am 6. Juni 1900 begann der Bahntransport der internationalen Truppen Richtung Peking, von der Küstenstadt Taku nach Tientsin, knapp 50 km entfernt. Zu diesem Zeitpunkt lagen zweiundzwanzig Kriegsschiffeinheiten auf Taku-Reede vor Anker.⁵ Das gesamte internationale Expeditionskorps an Land bestand aus etwa 2100 Mann, die unter dem Kommando des britischen Admirals Seymour in vier Eisenbahnzügen nach Peking in Marsch gesetzt werden sollten. Ihr Kampfwert im militärischen Einsatz an Land mag dahingestellt bleiben. Es handelte sich größtenteils um reine Marine-Einheiten, gebildet aus einem Teil der Schiffsbesatzungen. Sie besaßen kaum eine infanteristische Gefechtsausbildung. Allen zusammen standen lediglich zehn Maschinengewehre und sieben Geschütze zur Verfügung.

Aus Peking erreichte Seymour ein Telegramm des britischen Botschafters: *Hiesige Situation äußerst ernst; wenn nicht Anstalten zu einem sofortigen Vorgehen auf Peking getroffen werden, ist es zu spät.*⁶

Seymour seinerseits informierte die Kommandeure der übrigen Nationen: *Euer Exzellenz, ich habe soeben obiges Telegramm erhalten, daß mich meines Erachtens zwingt, sofort zu handeln. Ich bin daher im Begriff, alle verfügbaren Mannschaften so schnell als möglich in der Nacht zu landen und werde voraussichtlich selbst noch vor Tagesanbruch folgen. Ich hoffe selbstverständlich, daß Sie sich imstande fühlen, ebenso zu verfahren und in Übereinstimmung mit mir zu handeln. Ihr ergebener E.H. Seymour, Vizeadmiral.*⁷

Nach Ablauf eines letzten Ultimatums wurden am 10. Juni 1900, morgens um acht Uhr, die Eisenbahnzüge mit etwa 1400 Mann von Tientsin nach Peking in Marsch gesetzt. Die restlichen etwa 700 Mann der internationalen Truppen verblieben in der Stadt. Zwar wurden Sabotagen an den Bahnanlagen erwartet, aber trotzdem ging Admiral Seymour von einem raschen Transportverlauf nach Peking aus. Reparaturen am Gleiskörper und an den Brücken sollten durch europäische Pioniere und chinesische Arbeiter durchgeführt werden. Tatsächlich wurde die Fahrt aber schon nach kaum dreißig Kilometern gestoppt. Feindkontakte und Scharmützel mit den immer offensiver angreifenden »Boxern« dämpften den Optimismus der Truppenführung. Später hieß es darüber in einem Tagebuch:

[...] *Da man nicht wußte, wie weit die Strecke zwischen Tientsin und Peking unterbrochen war, so wurden ganze Wagenladungen von Schienen, Schwellen und sonstigen Materialien mitgenommen; auch wurden der Sicherheit wegen, vorne auf den vordersten Waggons, Kanonen installiert und Matrosen mit schußbereitem Gewehr aufgestellt, die die Aufgabe hatten, falls der Feind Miene machen sollte, uns anzugreifen, ihn abzuwehren. 29 km fuhrn wir, ohne anzuhalten, bis zur Station Yangtsun. [...] Unter einer zweiten Brücke fanden wir vier gräßlich verstümmelte Leichname von Chinesen, die in Verwesung waren. Bei einer dritten Brücke, deren Reparatur mehrere Stunden kostete, mußten wir übernachten. [...] Eine englische Patrouille erwischte einen Boxer, der mit einem großen Krummsäbel bewaffnet war, dessen Griff*

rot umwickelt war. Der Boxer selbst war blau angezogen, mit Ausnahme der Kopfbedeckung und des Gürtels, die aus blutrotem Tuch waren. Als man ihn fing, gab er auf die Frage, was er ist, mittels Handzeichen höhnisch zur Antwort, daß er das Kopf- und Handschneidewerk betreibe, und fuhr mit der Hand über die erwähnten Körperteile, indem er dabei grausam grinste. Erbozt darüber erschlugen wir ihn sofort auf der Stelle und warfen ihn auf eine Böschung, da mit jeder von weitem den Leichnam sehen konnte. [...]»⁸

Am 21./22. Juni 1900, zwölf Tage nach dem Beginn der Offensive, brach die offene Feldschlacht zwischen den Aufständischen und Seymours Expeditionskorps aus. Auch im Umland von Tientsin waren die Kämpfe inzwischen immer heftiger geworden. Etwa 10 000 »Boxern« und ca. 7000 regulären chinesischen Soldaten standen 2734 Mann alliierter Truppen gegenüber. Erst am 23. Juni konnte Tientsin durch weitere 2000 russische Soldaten entsetzt werden. Seymour hatte inzwischen sein Korps bis nach Hsiku, etwa fünf Kilometer nördlich von Tientsin, zurückgezogen, wo es in heftige Kämpfe mit regulären chinesischen Einheiten verwickelt war. Während dieser Gefechte machte sich vor allem ein eklatanter Mangel an medizinischer Versorgung der Verwundeten bemerkbar. Am 26. Juni zog Seymour die Truppen bis in die Stadt Tientsin zurück; die Expedition nach Peking war endgültig gescheitert:

[...] Der Admiral beschloß zu diesem Zwecke, den Weg nach Tientsin längs des Flusses Peiho zu nehmen, da eine Transportierung der Verwundeten auf eine andere Art und Weise eine Sache der Unmöglichkeit war. [...] Nun ging's los, Schüsse auf Schüsse fielen, die seitens des Feindes wütend erwidert wurden. Das erste Mal im ernstlichen Gefecht schreckten wir vor den pfeifenden Kugeln zurück, die wie toll um unsere Köpfe piffen. Hier und da stürzte einer von den Unseren vom feindlichen Geschloß getroffen mit einem schmerzlichen Aufschrei tot zu Boden. Schritt für Schritt erkämpften wir uns den Boden, der uns Blut und Leben kostete. [...]»⁹

Am 19. Juni 1900 hatte in Wilhelmshaven die Mobilisierung und Einschiffung der deutschen Marine-Infanterie begonnen. Das Deutsche Reich betrachtete sich im Kriegszustand mit China und bereitete sich darauf vor, dort massiv in die Kämpfe einzugreifen. Am 21. Juni erklärte China den Westmächten offiziell den Krieg.¹⁰

Was als scheinbar mühelose »Strafexpedition« gegen aufrührerische, unorganisierte Horden begonnen hatte, war längst zu einem regulären Krieg geworden. Am 20. Juni, einen Tag vor der chinesischen Kriegserklärung, war der deutsche Gesandte in Peking, Baron Klemens von Ketteler, auf dem Weg zum Außenamt vom wütenden Mob auf offener Straße aus seiner Sänfte gezerrt und durch einen Kopfschuß getötet worden. Spätestens das Attentat auf von Ketteler war Grund genug, den »Boxeraufstand« zum regulär geführten Kolonialkrieg gegen das unbotmäßige Kaiserreich China auszuweiten. Am 27. Juli hielt der deutsche Kaiser Wilhelm II. in Bremerhaven seine berühmt-berüchtigte »Hunnenrede«. Berichte über ein angebliches Massaker der »Boxer« an europäischen Gesandtschaftsangehörigen führten zur Ausgabe der Parole: »Pardon wird nicht gegeben.«

Das Deutsche Reich mobilisierte etwa 30 000 Mann Marine-Infanterie und sonstige Landungstruppen, die zu einem Ostasien-Detachement zusammengestellt wurden. Zwei Kompanien des III. Seebataillons aus Tsingtau griffen als erste deutsche Einheiten bei Tientsin in die Kämpfe ein. Der massive Einsatz der internationalen Truppen gegen China begann ab dem 3. August. Die Streitmacht stand unter dem Oberkommando des preußischen Generalfeldmarschalls Alfred Graf von Waldersee.¹¹ Am 14. August 1900 wurde Peking eingenommen und die europäischen Gesandtschaften aus ihrer Belagerung befreit. Der chinesische Kaiserhof floh aus der Stadt. Wie überall in Europa war die Begeisterung weiter Kreise der Bevölkerung für den Einsatz deutscher Soldaten in China im Sommer des Jahres 1900 geradezu grenzenlos:

Hier in Metz herrscht zur Zeit eine Begeisterung für China, wie ich eine solche nie gekannt habe. Bei keinem Armeekorps als dem hiesigen melden sich so viele Freiwillige. Besonders ge-

sucht sind Sanitätsmannschaften. Da ist es wohl verständlich, daß auch ich mich mit der Frage beschäftigt habe. Doch wollte ich nicht von der allgemeinen Aufregung mich fortreißen lassen, sondern es ruhigen Sinnes überlegen. Ich habe mir die Sache überlegt, und möchte gerne für die Dauer dieses Krieges Urlaub haben, vielleicht ein Jahr. Dann würde ich es meinen Vorgesetzten melden und als Lazareth-Gehilfe den Krieg mitmachen. Dann habe ich gehört, daß das Rothe Kreuz beabsichtigt, 15-20 unserer Brüder [gemeint sind hier Nazareth-Diakone] auf den Kampfplatz zu senden. Würden Sie, lieber Herr Pastor, mir nun den Urlaub nicht bewilligen können, um als Soldat hinausgesandt zu werden, dann möchte ich bitten, mich einer von den 15-20 Brüdern sein zu lassen, die hinaus dürfen.¹²

Als Antwort kam ein kurzes Telegramm: *Tropentauglichkeit ärztlich feststellen lassen und zweijährigen Auslandsurlaub nehmen.*¹³

Die Entsendung der Diakone

Auch in Bielefeld-Bethel nahmen die Dinge ihren Lauf. Der Anstaltsleiter, Pastor Friedrich von Bodelschwingh, schrieb: *Wir haben uns dagegen verpflichtet, unsere gesamte Brüderschaft im Kriegsfall in den Dienst des Vereins zu stellen. [...] Es erscheint mir ganz unzweifelhaft, daß wir die fünfzehn Diakone stellen können und stellen müssen. [...] Unsere Brüder sind gewohnt, einfach zu gehen, wohin wir sie schicken, und diejenigen, welche von uns tauglich für diesen Dienst sind, werden auch freiwillig diesen Weg gehen. [...]*¹⁴

Ein Flugblatt aus Bethel richtete sich im Sommer 1900 gezielt an die jungen Männer des Ravensberger Umlandes, geprägt vom Pietismus und der evangelischen Erweckungsbewegung:

*»Freiwillige vor!« Im fernen Osten zuckt es blutig rot: Greuelthaten – so scheußlich, wie die Welt sie je kaum gesehen – machen das Abendland erzittern; eine Christenverfolgung, vielleicht noch grausamer, als die schwersten Verfolgungen, welche die erste Kirche unter den römischen Kaisern erduldet, geht über die Christenheit Chinas; die christlichen Völker Europas machen sich eilend auf und schicken ihre Flotten und Soldaten, um dem entsetzlichen Blutvergießen zu wehren. Nun gilt es aber nicht allein, den feindlichen Heeren Wunden zu schlagen, es giebt auch Wunden zu verbinden und zu heilen. Schon bluten viele unserer tapferen Krieger im Kampfe gegen den übermächtigen Feind und bald wird es weiteres schmerzliches Blutvergießen geben. Wer weiß wie lange und wie viel? Die große Hamburg-Amerika-Dampfschiffahrtsgesellschaft hat unserm Kaiser einen großen Dampfer zur Verfügung gestellt für den Dienst der Barmherzigkeit. Derselbe soll teils selbst ein Lazarettschiff sein, teils dazu dienen, an den Küsten Chinas und im Lande selbst Kriegslazarette aufzuschlagen. Dieser Dampfer bedarf aber nun auch der Bemannung. [...]*¹⁵

Von Bodelschwingh schrieb im August 1900 an Gräfin von Waldersee, die Ehefrau des deutschen Generalfeldmarschalls: *Unsere Zionsgemeinde möchte auch so gern etwas für unsere Kranken und Verwundeten im fernen China tun, was vielleicht von andern vergessen wird. Wir haben zunächst das beste gegeben, was wir geben konnten, lebendige Menschenseelen zum Dienst der Kranken und Sterbenden. Sieben unser treuesten Brüder sind miteinander auf dem Wege nach China auf dem Lazarettschiff »Gera«. [...] Bibeln und Posaunen haben sie mitgenommen. [...] Für die Kranken und Sterbenden ist ihnen Brot des Lebens in die Hand gegeben: Neue Testamente, Teile der Heiligen Schrift, gute Traktate, nicht nur in den europäischen Sprachen, sondern auch in der Sprache der Chinesen und Japaner.*¹⁶

Der Jahresbericht der Diakonenanstalt Nazareth, vorgelegt in der Generalversammlung des Brüderrates im Oktober 1900, berichtete über diese Ereignisse:

Es war im Juli, in der Zeit der Urlaubsreisen und der dadurch gesteigerten Ansprüche an die Leistungsfähigkeit und Arbeitslust der Brüder, als vom Centrankomite der Vereine vom Rothen

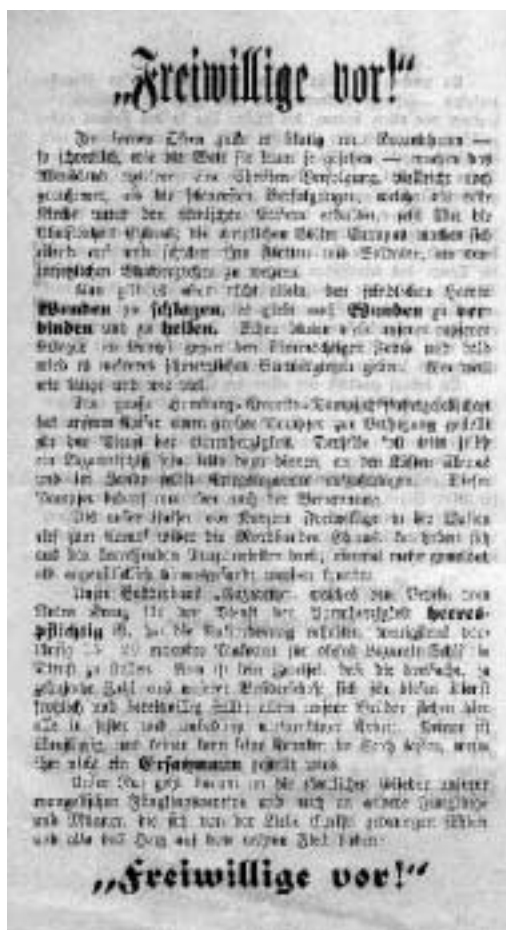


Abb. 2 Flugblatt »Freiwillige vor!« (Archiv der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth)

»Hurra« nach. Die Musikkapelle spielte »Muß ich denn, muß ich denn, zum Städtlein hinaus« und »Heil Dir im Siegerkranz« u.s.w. Viele der Umstehenden hatten ihre Taschentücher auf Schirme und Stöcke gebunden um so länger sichtbar zu bleiben. Doch mehr und immer mehr entschwand das deutsche Vaterland den Augen und schließlich war dann nichts mehr zu sehen als Himmel und Wasser, als Wasser und Himmel. Ja, wenn man so nichts mehr sieht, als Himmel und Wasser, und wenn dann die schäumenden und brausenden Wellen ans Schiffelein schlagen und ein Zurück, das gibt es nicht mehr. Oh, dann wird manchem Herzen doch bange zu Mut. Wir, die wir uns in Gott geborgen wissen, singen und sagen: und ob auch schon tut sausen der Wind auf diesem Meer, und ob die Wellen brausen rings um mein Schiffelein her, will ich doch nicht verzagen, Gott wird mein Helfer sein, den Anker will ich schlagen zu seinem Herzen ein. So zogen wir dann getrosten Mutes den fernen Landen entgegen. Viel trug sich an dem heutigen Tage nicht mehr zu. Also, es war Abend geworden und wir begaben uns mit Dank gegen Gott zur Ruhe und haben die erste Nacht gut und schön geschlafen. [...]¹⁸

Kreuz in Berlin die Anfrage an den Vorstand von Nazareth erging, ob er bereit sei, eine Anzahl Diakone für den Lazarethdienst in China zur Verfügung zu stellen? Die Antwort war ein bedingtes Ja und das Ergebnis der weiteren Verhandlungen die Aussendung der sieben Diakone Rösel, Abelbeck, Scheler, Bredlow, Heitbrink, Eppendorf und Maier. [...]¹⁷

Sieben Diakone waren vom Nazareth-Vorstand für diese Aufgabe ausgewählt worden. Ihre Reise stand allerdings unter keinem guten Stern. Schon wenige Tage, nachdem die GERA Wilhelmshaven verlassen hatte, kam es an Bord zu ersten ernsthaften Spannungen zwischen den Diakonen und ihrem Vorgesetzten, einem Marine-Oberstabsarzt. Schließlich ergaben sich unter den Diakonen selbst, aber auch zwischen ihnen und ihrem Vorstand im fernen Bethel erhebliche Meinungsverschiedenheiten. Zwei der Brüder aus Nazareth kehrten im Februar 1901 vorzeitig von ihrer Reise in das Reich der Mitte zurück, noch bevor ihr eigentlicher Auftrag überhaupt begonnen hatte. Fünf Tage, nachdem das Schiff Deutschland verlassen hatte, am 1. August 1900, schrieb der Diakon Otto Bredlow nach Bethel:

Der Abschied von Wilhelmshaven war sehr feierlich. Eine viel tausendköpfige Menge Menschen hatte sich an den Hafenanlagen versammelt und rief allen Hinausziehenden ein freudig erregtes



Abb. 3 Die sieben Nazareth-Diakone (von links): Wilhelm Abelbeck, Otto Bredlow, Heinrich Eppendorf, Mathias Heitbrink, Heinrich Meier, Johannes Röseler und Emil Scheler. (Archiv der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth)

Der Dampfer GERA

Das Schiff gehörte zu den insgesamt acht Dampfern der sogenannten »Städte-Klasse«, die zwischen 1888 und 1891 bei Fairfield Shipbuilding & Engine Co. in Glasgow für den Norddeutschen Lloyd gebaut wurden. Diese Passagier- und Frachtdampfer fuhren auf den Postdampferlinien. Die GERA war die sechste Baueinheit dieser »Städte-Klasse«:

Fairfield Shipbuilding & Engine Co., Glasgow, Baunr. 353
 5319 BRT, 3934 tdw, 131,40 m Länge ü.a., 14,63 m Breite
 1 Dreifach-Expansionsmaschine, Fairfield, 3300 Psi, 13 kn
 Passagiere: 49 I. Klasse, 38 II. Klasse, 1901 Zwischendeck
 Besatzung: 103 Mann
 Stapellauf: 8. November 1890, Ablieferung: 13. Dezember 1890

Ihre Jungferreise führte die GERA am 1. Januar 1891 von Bremerhaven nach La Plata. Am 2. April 1891 folgte die erste Reise Bremerhaven – Baltimore, 19. Juli 1893 Bremerhaven – Shanghai, 22. November 1893 Bremerhaven – Sydney. Danach war das Schiff auf allen genannten Routen im Einsatz. Für die Zeit vom 26. Juli 1900 bis zum 24. Mai 1901 vermerken die Aufzeichnungen den Einsatz der GERA als Lazarettsschiff des deutschen Ostasien-Expeditionskorps anlässlich des »Boxeraufstands«. Im Januar 1909 wurde das Schiff in VALPARAISO umbenannt und fuhr fortan für den SA Lloyd del Pacifico, Savona. Am 11. Oktober 1917 wurde die VALPARAISO ex GERA vor Marsa Susa, Libyen, von dem deutschen U-Boot U48 torpediert und versenkt.¹⁹

Abelbecks Reisetagebuch

Das wichtigste Dokument der Reise nach China bildet das Tagebuch des Diakons Wilhelm Abelbeck. Es umfaßt den Zeitraum vom 12. Juli 1900 bis zum 31. März 1901. Am Palmsonntag



Abb. 4 Dampfer GERA. (Aus: Arnold Kludas: Die Seeschiffe des Norddeutschen Lloyd. Band 1: 1857 bis 1919. Herford 1991, S. 48 / Foto: Ian J. Farquhar)

1901, bei einem Aufenthalt in der chinesischen Hafenstadt Shanghai, brechen Abelbecks Aufzeichnungen ohne erkennbaren Grund ab. Bis zum offiziellen Ende der Reise, am 31. Mai 1901, existieren keine weiteren Eintragungen.

Abelbecks Tagebuch begann mit der Schilderung der Abordnungsfeier am 22. Juli 1900 in der Zionskirche in Bielefeld-Bethel. Die Darstellung der Reise zum Marinestützpunkt Wilhelmshaven, das Auslaufen der GERA in Begleitung einer Torpedoboot-Flottille, das Durchfahren des Ärmelkanals und die Ankunft in Dartmouth, dem ersten ausländischen Hafen, folgten. Der weitere Weg der GERA führte entlang der spanischen und portugiesischen Küste zum britischen Kriegshafen Gibraltar. Abelbeck beschrieb die verschiedenen Häfen, die während der Seereise angelaufen wurden: Malta, Port Said, die Durchfahrt durch den Suezkanal, Stop im Hafen von Suez. Nach der Fahrt durch das Rote Meer waren die weiteren Stationen: Aden, Colombo, die Straße von Malakka, Sumatra, Singapur.

Am 25. September 1900 erreichte das deutsche Lazarettschiff den Hafen der britischen Kronkolonie Hongkong. Weiter führte der Kurs der GERA entlang der chinesischen Küste: Shanghai und Tsingtau. Hier kreuzte das Schiff zwischen verschiedenen Häfen und der deutschen Kolonie Tsingtau. Erstmals wurden in Taku (China) Kranke und Verwundete vom chinesischen Kriegsschauplatz zur Behandlung an Bord genommen.

Den November 1900 verbrachte die GERA in japanischen Gewässern und machte Station in den Häfen von Kobe, Yokohama und Nagasaki. Das Weihnachtsfest und die Jahreswende 1900/01 erlebte die Besatzung in den eisfreien japanischen Häfen. Im März 1901 erreichte das Schiff, nach dem Ende der Frostperiode, erneut die Reede von Shanghai und nahm seinen Dienst zwischen den Küsten Chinas und der deutschen Kolonie Tsingtau wieder auf.

Hier endet Abelbecks Tagebuch. Sehr detailliert schilderte er darin seine Landbesuche. Die Darstellung fremder Kulturen, der Lebensgewohnheiten und -umstände, Berichte über die ihm fremden Menschen im allgemeinen, insbesondere der dunkelhäutigen Einwohner der besuchten Länder, entbehrten nicht eines damals zeitgemäßen, von Vorurteilen behafteten Überlegenheitsgefühls. *Der Chinese ist noch schlimmer in jeder Weise wie bei uns der Jude* – dieses Zitat klingt heutzutage mehr als befremdlich, trifft jedoch leider den damals gebräuchlichen allgemeinen Zeitgeschmack. Abelbecks ausführlicher Bericht seiner Reise nach China ist dennoch sicherlich ein außergewöhnliches Dokument in der Seefahrtsgeschichte des frühen 20. Jahrhunderts.²⁰

Auszüge aus Abelbecks Tagebuch und Briefen weiterer Nazareth-Diakone

[...] Ganz unerwartet erhalte ich heute die Nachricht, daß in dieser bewegten Zeit des Aufstandes in China auch ich zu den auserwählten Diakonen gehöre, die berufen sind, den leidenden Brüdern im fernen Osten, so der Herr Gnade gibt, ihre Schmerzen lindern zu dürfen. Der Herr ruft, darum gehe ich. [...]

Am Sonntag, dem 22. Juli, war in Bielefeld die Abordnungsfeier: Das war eine gewaltige Versammlung gestern Abend in der Zionskirche. Alle Plätze waren besetzt und sogar noch die Gänge teilweise gefüllt. Man spürte es der versammelten Gemeinde an, daß etwas außerordentliches vor sich ging. Vor dem Altar saßen die sieben abzuordnenden Brüder in ihren neuen braungelben Tropen-Sanitäts-Uniformen mit dem roten Kreuz der Genfer Konvention auf dem Kragen und am Arme. [...] Es erfüllt sich jetzt in China das Wort: Wir werden geschlachtet den ganzen Tag. Diese Christenverfolgung darf uns nicht gleichgültig sein. Viele hundert Missionare sind hingeschlachtet, achtzehn an das Kreuz geschlagen, siebzig zerhackt und auf die grausamste Weise getötet. Der Herr hat es ja vorausgesagt: Ihr müsset geschlachtet werden um meines Namens willen. Daß nun so viele umgebracht sind, das geht uns alle an. [...] Dienstag sollen die scheidenden Brüder in Wilhelmshaven von unserer Kaiserin verabschiedet werden und Mittwoch werden sie wohl mit 35 Freiwilligen des Roten Kreuzes und einer großen Menge Soldaten auf dem Schnelldampfer »Gera« des Norddeutschen Lloyd's in die See gehen. Unsere Gebete begleiten sie und sollen ihnen den Glauben stärken, daß sie als vom Herrn Gesegnete Segen mitteilen dürfen auf der langen Reise und danach unter den vielen Kranken und Verwundeten, die ihnen zugeführt werden, und die meist nicht nur leiblicher, sondern auch geistlicher Pflege bedürftig sein werden. [...]

Morgens 9 Uhr gingen wir an Bord der »Gera«, nach der Platzverteilung war bis 5 Uhr Pause, dann aber bis 1 Uhr eine volle Tätigkeit. [...] Morgens 9 Uhr Vorstellung vor Ihrer Majestät der Kaiserin. [...] Wir wurden zu allerlei Arbeiten wie zum Befestigen der Sachen herangezogen, dann auch manövriert. Es ertönte plötzlich die Notglocke, die alle Mann an Deck rief. Die Rettungsboote wurden klar gemacht, zum Einsteigen fertig. Vor der Abfahrt hatten wir noch Besichtigung durch Admiral Tomsen [August von Thomsen, damals Chef der Marinestation der Nordsee]. Dann, um 1 Uhr, lichteten sich die Anker und unser Schiff setzte sich in Bewegung. Viele Leute gaben uns bis auf die äußerste Spitze das Geleit. Auf den Kriegsschiffen, an denen wir vorbeifuhren, standen die Mannschaften auf Deck und riefen uns ihr dreimaliges Hurra, den Scheidegruß, zu, den wir ebenso erwiderten. Es war ein erhabener Eindruck und Schauspiel, das sich mir bot und ein tiefinneres Gefühl zu scheiden von der Heimat, von deutscher Erde, es ist wahr: Wenn der Mund nicht sprechen kann, stimm' ich noch mit Seufzen an. Herr hilf, Herr, laß' alles wohl gelingen. Das Kriegsschiff, Küstenpanzer »Siegfried«, begleitete uns bis weit ins Meer, machte dann aber wieder kehrt und wir dampften hinaus in die weite Welt und wir sahen nur Wasser und den schönen blauen Himmel. [...]

Gleich vormittags [...] hieß es: Wir sind im Kanal, Land! Land! Rechts von uns sahen wir die steilen Wände von England und um 2 Uhr passierten wir Dover. Bis jetzt ist die Fahrt einfach schön, die See ruhig, an Bord alles wohl. Nachmittags 5 Uhr wurde die See unruhiger, doch unser Schiff geht ruhig seinen Gang. Die Torpedoboote schaukeln stark, auch dieses Schauspiel ist erhaben. [...] Herrlich scheint die Sonne und das Meer färbt sich prachtvoll dunkelgrün. Rechts von uns sehen wir den Kreideberg steil ins Meer schneiden, wir befinden uns noch im Kanal. Auch heute ist die See etwas bewegt, ein frischer Wind geht über Deck. In Dartmouth (England) laufen wir an, um den Torpedoboote Kohlen zu geben. Ein herrliches Wetter, stille See, wir ankern morgens 8 Uhr im Hafen. Ein prachtvolles Panorama bietet sich uns, rote Felsen, oben mit schönem grünen Wuchs, mit einzelnen Laub- und Tannenwäldern. Auch sahen wir fünf Städte, vier in Schluchten, eine auf den Bergen, zwei Kirchtürme, eine Burg. Ein alleinsten-

hender, fünfzig Meter hoher Felsen ragt aus dem Meer empor, auch herrliche Kornfelder sehen wir. Von $1/2$ 9 bis $1/2$ 12 Uhr wurden wir zum Verpacken der Wäsche und Revierdienst herangezogen, wobei viele seekrank wurden. Ich bin bis jetzt noch verschont, wenn auch Schwindel im Kopf und Übelkeit plagt, bin ich doch noch fröhlich und dankbar, daß Gottes Güte mir bis hierher geholfen. Abends 8 Uhr fahren wir aus dem Kanal (links an der französischen Küste sehen wir die Stadt Brest). Im Golf von Biskayja; die See ist stürmisch, doch ich danke dem Herrn, daß er uns so gnädig behütet und denke auch zu schlafen (schreibe hier den Schluß des Tages, schon im Bett liegend).²¹

Am 1. August 1900 befand sich die GERA mit Kurs auf Gibraltar im Atlantischen Ozean. Abelbecks Mitreisender, Diakon Otto Bredlow, schrieb mit einem gewissen missionarischen Sendungsbewußtsein:

[...] Nur eines, meine lieben Freunde, erbitte ich mir von Euch, betet für mich. Daß die Kraft des Herrn in mir Schwachem mächtig werde. Es ist nötig, wirklich nötig, daß man Beter hinter sich hat, sonst wird man bald straucheln und fallen. Denn das Leben hier an Bord ist sehr roh, rauh und unerquicklich, und wenn man sich hier als Jünger Jesu zeigt, oh, dann gibt es viel Hohn und Spott zu ertragen. Aber dessen unentwegt, laß sie spotten, laß sie lachen, Gott wird machen, daß die Sachen gehen, wie es heilsam ist.²²

Der 43jährige Diakon Johannes Rösel, der Älteste ihrer Gruppe, berichtete:

Nun sind wir schon fünfmal 24 Stunden auf See und haben in diesen Tagen mancherlei, Angenehmes und Unangenehmes, erfahren. Wir haben uns wohl alle eine ganz andere Vorstellung von der bevorstehenden Fahrt gemacht. Die erste größere Erregung, weniger bei uns als bei den anderen, wurde verursacht durch die Bekanntmachung, daß wir nicht als Passagiere sondern als Mannschaften befördert würden; dann gab es an den ersten Tagen auch mancherlei Klagen über schlechte und mangelhafte Beköstigung, desgleichen behagt manchem der militärische Drill nicht, obwohl er doch vielleicht der körperlichen Gesundheit recht dienlich ist. Unser Dienst währt morgens von $1/2$ 9 – $1/2$ 12 und nachmittags von $1/2$ 3 – $1/2$ 6 Uhr, bestehend in Freiübungen und Arbeiten in den Lazarethräumen.²³

Am 3. August 1900 erreichte die GERA den Hafen von Gibraltar:

[...] 10 Uhr laufen wir in den Hafen von Gibraltar. Rechts die starke englische Festung, bestehend aus einer dreispitzigen Bergkette, aber sehr schmal ins Meer hineinragend. Wir fahren an derselben vorbei und legen hinten in der Bucht an. Links liegen zwei Städte, die spanische Festung heißt Algu Liras. Heiß scheint die Sonne. Rings in der Bucht ist die Landschaft mit ihren Bergspitzen malerisch schön, wenn auch die Berge kahl sind. [...] Auch heute liegen wir noch im Hafen und haben von 2–6 Uhr Urlaub an Land zu gehen und die Stadt zu besichtigen. Da unser Schiff nicht direkt an Land liegt, müssen wir ziemlich zehn Minuten mit kleinen Dampfern, die wir selbst mitführen, an Land gebracht werden. Abends 9 Uhr. Den Gang in die Stadt haben wir gemacht. Die Straßen waren recht belebt, ein recht orientalisches Bild. Ein jeder pries seine Waren mit Nachdruck an. Jung und alt handelte mit irgend etwas, namentlich Südfrüchte, Äpfel, Pflaumen, Weintrauben und Ananas waren die Hauptprodukte. Auch in den Cafés herrschte reges Leben, recht den Verhältnissen angemessen. Kleine Jungens, die Stiefel putzten, schwarz oder gelb, je nachdem es verlangt wurde. Alles sprach englisch. Da wir sieben Brüder [gemeint ist hier die Anrede »Bruder« für Diakone] immer zusammen waren, konnten wir uns ganz gut verständigen. Unsere Gesamtausgabe für Postkarten und Erfrischungen und sonstige Ausgaben, die wir aus der gemeinsamen Kasse nahmen, betrug 15–16 Mark nach unserem deutschen Gelde. Es war sehr interessant, Sitten und Gebräuche kennen gelernt zu haben. Die Stadt besteht aus mehreren Teilen. In dem Hauptteil, wo wir waren, ist auch die englische Hauptbefestigung. [...]

Sonntag! O wie schön ist doch dieser Gedanke. Wir bliesen schon einige Lieder und warten um der Dinge, die da kommen sollen. Um 10 Uhr war Musterung. Kurz vorher hatten wir Bläser vor dem Oberstabsarzt Generalprobe und dann durften wir im Gottesdienst den Anfang begleiten, was allgemeine Anerkennung fand. Nach dem Mittagessen mußten wir alle antreten und gab es für alle Urlaub, nur fünf sollten dableiben. Wir sieben meldeten uns freiwillig, zu Haus zu bleiben, da wir ja erst gestern an Land gewesen waren. [...]

Herrlich scheint auch heute wieder die Sonne über der blauen Meeresflut, wo wir nun drei Tage still liegen. Dann endlich um zehn Uhr morgens lichteten die Matrosen den schweren Anker und unser Schiff mit seiner Begleitung setzte sich in Bewegung. Herrlich, malerisch schön waren die beiden Landzungen anzusehen, die hier zusammentreffen. Afrika und Spanien. Gewöhnlich gehen wir um neun Uhr schon zu Bett, denn um sechs Uhr gibt es schon Abendbrot. Das Essen ist eben Schiffessen, aber verhältnismäßig gut. [...] Wir schwimmen im Mittelmeer, die Sonne brennt heiß und man muß schon tüchtig schwitzen, doch weht auch noch eine frische Brise, wie der Seemann sagt. Unser Schiff geht ruhig seinen ruhigen, sicheren Gang. Heute können wir bis jetzt die afrikanische Küste sehen, aber nur von Ferne steigen die Berge, einer nach dem anderen, aus dem Nebel, oder besser am Gesichtskreis vorbei. Aber auch heute ist die Fahrt eine schöne. [...]

Um sechs Uhr war ich schon auf Deck. An der linken Seite ist nichts als Wasser zu sehen, aber an der rechten wieder die Bergkette von Afrika, die ganz kahl scheint. Wir fahren heute näher an der afrikanischen Küste als gestern, darum sind die Berge auch besser sichtbar, einzelne Häuser sind sogar zu sehen, wenn auch recht undeutlich. Verschiedene Male sahen wir große Scharen Delfine oder Schweinsfische. Es war sehr interessant, wie sie ein bis zwei Meter über dem Wasserspiegel im Halbkreis sprangen, sogar dicht am Schiff, und wir konnten sie genau sehen. Noch immer fahren wir dicht an der afrikanischen Küste, aber heute sehr schnell. Wir machen dreizehn Seemeilen in der Stunde. Auch haben wir heute die ersten Übungen im Krankentransport gemacht, das heißt im militärischen Sinne, es war auch diese Übung interessant. [...]²⁴

Am 10. August 1900 war die Insel Malta erreicht. Abelbeck nutzte die Gelegenheit für einen Brief in die Heimat:

[...] trotz all der täglich kleinen Unannehmlichkeiten in Essen, Arbeit und Behandlung seitens der Vorgesetzten [...] sind wir doch dankbar. Die vielen Versprechungen, die uns in Berlin und auch anfänglich hier an Bord gegeben worden sind, wurden nicht gehalten. [...] Unsere Fahrt war bis jetzt eine gute. Immer den schönsten Sonnenschein, wenn auch hier schon etwas warm. Dann die schöne stille See auch von Gibraltar bis nach hier, die wir in drei Tagen zurückgelegt haben. Hier liegen wir nun schon seit Donnerstag Mittag und bleiben noch bis Dienstag hier, damit die drei Transportdampfer, ebenfalls vom N.D. Lloyd, sich uns anschließen werden. Unsere Fahrt wird aber indes nur eine langsame bleiben. [...] Wie gesagt, wir werden nicht vor Ende September oder Anfang Oktober an unserem Bestimmungsort sein, der bis jetzt noch unbestimmt ist. In Singaphore setzen wir die Ablösungsmannschaften und Transporttruppen ab. Dann ist noch die Frage, ob wir nach Hongkong oder bis Taku fahren. [...]²⁵

Auch auf Malta hielt Abelbeck seine Eindrücke im Tagebuch fest. Bemerkenswerte Impressionen stellten sich ihm dar; sicherlich Ungewöhnliches für einen zu dieser Zeit 34 Jahre alten, in der Krankenpflege ausgebildeten Diakon, geboren in Soltau, in der damaligen preußischen Provinz Hannover. Abelbeck staunte über das historische Museum der Insel mit einer Sammlung prunkvoller Relikte des Malteserordens. Erwähnung in seinen Aufzeichnungen fanden die Rüstungen, Urkunden und Waffen der Ritter ebenso wie der Thronessell aus der Zeit Napoleons und drei Uhren am Gouverneurspalast, deren Glocken von lebensgroßen Figuren, Negern, mit schweren Hämmern angeschlagen wurden. Ebenso befremdlich fand Abelbeck die Vielzahl von Jesuiten und Kapuzinermönchen auf den Straßen, die scharenweise in der Stadt umher-

*laufen. Hier ist alles katholisch [...]: Sonntag im Hafen von Malta. An Land ein bewegtes Leben. Ein Hamburger Dampfer lief schon um sechs Uhr ein, der gleich zu laden anfang. Kisten und Kästen wurden aufgeladen, und Schleifsteine, die hier gebrochen werden. Die ganze Insel ist reich an Sandstein. [...] Heute Morgen 8 Uhr fuhren wir aus dem Hafen von Malta. Die See war etwas unruhig und heiß brannte die Sonne. Aber dennoch war die Ausfahrt eine herrliche. Verschiedene Mannschaften englischer Kriegsdampfer bliesen unsere deutschen Vaterlandslieder. So schieden wir von der malerischen Insel. [...]*²⁶

Die GERA durchfuhr das Mittelmeer und erreichte am 17. August 1900 die afrikanische Küste:

Gegen Mittag liefen wir in Port Said ein. Erst hieß es, nur sechs Stunden, bis Abends, hier zu bleiben. Dann aber kam der Befehl bis Dienstag. Wir liegen schon im Kanal, im engen Fahrwasser. [...] Port Said ist ein Handelsstädtchen, nicht groß, und nur am Hafen, das sogenannte bessere Viertel ist etwas schöner, orientalischer Bauart. Dann aber kamen viele kleine, nur aus Brettern bestehende Häuser, enge und sehr schmutzige Straßen, wo so recht die Armut zu Hause zu sein scheint. Die ganze Stadt bietet für Fremde eigentlich keinen besonderen Reiz. Die Bewohner sind, wie es scheint, aus vielen Nationen zusammen gewürfelt. Vorwiegend Araber, aber auch Franzosen, denn die Stadt ist international, die Polizei ist französisch. Einige Denkmäler sind zu sehen, die Erbauer des Kanals darstellend. Wir sieben waren von 2–6 Uhr an Land, um uns das Leben und Treiben anzusehen, konnten aber kaum einen Schritt gehen, ohne daß wir nicht von allerlei Volk angefallen wurden, um zu kaufen oder zu betteln oder sich uns als Führer anzubieten, namentlich in berüchtigte Häuser mit den Worten: schöne Mädchen, deutsche, spanische, italienische, französische. Selbstredend wurden alle, ja alle, wie sie kamen, von uns abgewiesen. Aber wir haben auch gesehen, wie vielen und großen Gefahren unsere Seeleute ausgesetzt sind. [...]

Wir haben uns die Stadt, die 35 000 Einwohner zählt, angesehen mit der großen Armut, arm-seligen Hütten, wo Familien, Hühner, Schweine und was sonst noch an Haustieren sich vorfindet, alles in einem Raum, der durch eine Tür oder auch nur eine Öffnung, mit einem Sack behängt, auf die Straße führte, und uns dadurch einen Blick ins Innere gewährte, wo in einer Ecke erhöht ein Bretterverschlag die Schlafstätte zu sein scheint. [...]

*Um 1/2 4 Uhr wurden wir geweckt, da eine halbe Stunde vor Abfahrt des Schiffes eine Generalmusterung stattfindet, ob alle Leute an Bord sind. Dann um 4 Uhr fuhren wir ab. Direkt in den Kanal von Port Said bis Suez, der sich lange Strecken durch die Wüste hinzieht und die Breite oben von 100 Metern hat und unten am Grund 22 Meter, acht Meter tief. [...]*²⁷

Die GERA nahm ihren weiteren Kurs durch das Rote Meer und machte einen Zwischenstop in Aden. Hier, in den tropischen Gewässern, etwa sieben Wochen nach dem Auslaufen von Wilhelmshaven, eskalierten die Differenzen und Auseinandersetzungen zwischen den Nazareth-Diakonen und ihren Vorgesetzten. Das Schiff erreichte Anfang September 1900 Colombo auf Ceylon. Beunruhigende Briefe trafen von dort in Bethel ein. Vor allem um das Trinkwasser war an Bord ein täglicher Kampf entbrannt. Das Wasser war streng rationiert – nur ein einziger von einem Posten bewachter Wasserkran stand den Menschen an Bord zur Verfügung. Körperreinigung und Wäschepflege konnten nur mit Seewasser stattfinden – ein allerdings auf Überseeschiffen dieser Art und zu der damaligen Zeit durchaus üblicher Vorgang. Streitereien der Diakone mit den Matrosen und Marinesoldaten waren deshalb an der Tagesordnung. Noch schwerer wogen die Klagen über die mangelnde oder verdorbene Verpflegung und den ungenießbaren Zustand der Lebensmittel. Morgens wurde zum Kaffee lediglich eine Hafer- oder Reissuppe ausgegeben. Das Mittagessen bestand aus salzigem Pökelfleisch; frisches Fleisch hingegen hatte sehr oft das Schicksal gehabt, wegen seines Geruches unberührt zu bleiben.²⁸ Weiter berichtete Rösler über die Verhältnisse an Bord:

Die gemeinste Zoterei ist so ziemlich an der Tagesordnung. [...] Dabei sind einzelne von einer geradezu abscheulichen Rohheit. [...] Der famose stud. theol. X. wird heute, weil er sich durch wüstes Leben unmöglich gemacht hat, an Land gesetzt und soll als Steward auf dem Dampfer »Weimar« nach Hause befördert werden. Er ist aber bei weitem nicht der einzige und lange noch nicht der schlechteste. [...] Trotz aller Appelationen an unsere Bildung und Gesittung wurden täglich die Closets, Waschschalen, Wassereimer in widerwärtigster Weise beschmutzt, so daß schließlich unser Chef in das Gegenteil umschlug und zur Strafe für unsere Schweinerei anordnete, daß Tag und Nacht ein Posten aus unserer Mitte vor den gefährdeten Sachen stehen solle. Auch ich hatte schon das Vergnügen, einige Stunden Posten zu stehen als Closetbeschützer.²⁹

Auch Abelbeck hielt diese Ereignisse in seinem Tagebuch fest. Zugleich beschäftigte ihn aber auch die Sorge um den Fortbestand der Kameradschaft innerhalb ihrer Diakonengruppe:

[...] An Land kommen wir heute noch nicht, da wir einen von den Sanitätsmannschaften lassen müssen. Es ist der Student der Theologie X., der schon in Berlin wegen seines zügellosen Lebens auffiel und es fortgesetzt hat bis hier. Er hat viele Schulden gemacht, die er nicht bezahlen kann, somit viele betrogen, darum musste er fort. Auch in der Arbeit war er nicht zu gebrauchen. Wir trafen hier den deutschen Dampfer »Weimar«, der nach Bremerhaven geht, und Morgen in See sticht. Der hat den X. mit zurück genommen als Stuart. Die Sachen vom Roten Kreuz wurden ihm abgenommen und er in Zivilkleidern um 5 Uhr an Bord der »Weimar« gebracht. [...] Auch für uns Bielefelder hatte dieser Tag etwas großes, denn nach all den Widerwärtigkeiten und Missheiligkeiten waren wir alle etwas missgestimmt, da wir mitleiden mußten. Nach vielem Hin- und Hersprechen unter uns erhielt ich als Sektionsführer den Auftrag, dem Oberstabsarzt mitzuteilen, daß wir nicht länger als die in Berlin verpflichtete Zeit bleiben würden und diese Reise schon als Dienst betrachteten. Daraufhin ließ uns der Oberstabsarzt antreten. Er war sehr aufgeregt, da wir mit unseren Klagen, die uns zu dieser Erklärung getrieben hatten, nicht zurück hielten. [...] ³⁰

Aufgrund der Klagen versprach der vorgesetzte Marineoberstabsarzt Abhilfe. Zugleich drängte er jedoch darauf, eine verbindliche Erklärung über den weiteren Dienstverlauf zu erhalten. Als Sektionsführer fühlte sich Abelbeck von seinen Mitbrüdern im Stich gelassen. Vor allem zwischen ihm und Br. Rösel, dem Ältesten der Gruppe und von Bethel eigentlich als Leitender Bruder ausersehen, kam es zu ernsthaften Spannungen. Schließlich wurde Abelbeck vom Oberstabsarzt ultimativ dazu angehalten, die Meinung jedes einzelnen Diakons einzuholen:

[...] Da es nun kein Wenn oder Aber mehr gab, legte ich einem jeden direkt die Entscheidung vor, und da ich bei den Ältesten anfang, so hatte ich dann auch gleich zwei Richtungen: Rösel ein halbes und ich ein Jahr. Das ganze Resultat war, daß sich vier für ein halbes, wie ich erwartet, und drei für ein Jahr, wie ich auch erwartet habe, abgegeben. Dies hat der Oberstabsarzt dann sofort an das Rote Kreuz berichtet mit der Bitte, sofort für die vier Brüder Ersatz zu schicken, was nun, wenn das Rote Kreuz darauf eingeht, geschehen wird. Bruder Rösel hat auch sofort einen ganz ausführlichen Bericht an unseren Vorstand gesandt, ob der uns nun bei unserer Entscheidung lässt oder uns alle ablösen wird, ist die Frage! [...] Daß mir durch meine Beförderung auch manche Vorteile erwachsen sind, ist klar. Aber ein Jahr hätte doch ein jeder aushalten müssen. [...] ³¹

Neben seinen Sorgen um das weitere Los der Diakonengruppe vertraute Abelbeck auf Ceylon den Seiten seines Tagebuchs wiederum seine ganz persönlichen Reiseeindrücke an:

[...] In fünf bis sechs Tagen werden wir in Singapore sein. Der Hafen von Colombo mit seinem imposanten Überblick bietet dem Auge sehr viel. Wie im Halbkreis liegt die Stadt mit vielen Palmbäumen und Häusern, die in deutschem Stil erbaut sind, vor uns. Ein ganz eigenes Gefühl bewegte uns beim Erblicken eines Kirchturmes und einer Kirche in deutschem Stil, hat-

ten wir doch seit Wilhelmshaven und Dover keine in solchem Bau gesehen. [...] Von 2–8 Uhr waren wir dann noch an Land. Nachdem wir die Hauptgeschäftsstraßen durchwandert und in das Viertel der Insulaner kamen, heimelte es einen recht an, daß die Häuser, wie in der Heimat, auf dem Lande unregelmäßig und zerstreut umher lagen. Von einem geschlossenen Hof umgeben, auf dem sich allerlei Volk tummelte; Rinder, Kälber und sonst wie bei uns auf einem Bauernhof. Kühe haben sie hier zweierlei. Kleine, davon die Ochsen als Zugtiere schwere Lasten tragen und zugleich ziehen mit dem Nacken, hinter dem sich ein Wulst fleischartiger kleiner Höcker befindet. Wenn nun zwei solch kleiner Ochsen vor einem Wagen sind, so reicht das Querholz auf dem Nacken der Tiere vor den Höcker und ist in der Mitte an der Deichsel befestigt. Die Wagen sind zweirädrig und ziehen die Ochsen ohne weiteres sonstiges Geschirr dieselben, die oft sehr groß, stark und plump gebaut sind, im Verhältnis zu den kleinen Tieren. Es gibt aber sehr viele dieser Ochsenwagen. Auch empfingen uns bei der Landungsstelle zum ersten Mal, und das gleich sehr aufdringlich, die so genannten Läufer. Kleine Wägelchen mit zwei Rädern, in welchen nur eine Person sitzen kann, von einem Neger oder Insulaner gezogen, die eine riesige, bewunderungswürdige Ausdauer besitzen sollen. Selbst bin ich in einem solchen Wagen nicht gefahren, die armen Kerle taten mir zu leid. Auch wollte ich wieder einmal eine tüchtige Fußtour machen. Denn seit Port Said waren wir ja nicht an Land und hatten keinen festen Grund unter den Füßen gehabt, sondern waren nur kräftig geschaukelt worden. [...] Was wir da überhaupt alles sahen, verletzt doch ein deutsches Auge sehr. Aber nun eben auch das Leben dieser Leute, die anscheinend noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur stehen, in ihrem ganzen Verhältnis kennen zu lernen, ist ja für uns sehr interessant. Die Leute sind klein und zart gebaut, besonders niedlich sind die Kinder. [...]

Gegen Abend wanderten wir noch etwas am Strand entlang auf einer gewalzten, ganz roten Chaussee, wo wir uns dann auf einer am Wege stehenden Bank niederließen. Es gesellten sich dann bald zwei Jungens mit kurz gehaltenen Haaren zu uns vor die Bank. Bald noch ein dritter mit langen Haaren, wie es vielfach die Männer hier auch tragen. Aus den beiden ersten hatten wir mit unserem schon etwas begriffenen Englisch heraus gebracht, daß sie Brüder seien, was wir nicht glauben wollten. Denn sie hatten nur die eine Ähnlichkeit im Haar und, wie auch der Dritte, in der schwarzen Hautfarbe. Darum frugen wir, ob der Dritte auch ihr Bruder sei. Sie aber gleich energisch erklärten: »No Master« und zeigten auf ihr Haar. Der andere aber ganz stolz seinen Zopf ordnete. Dann bekamen wir so viel heraus, daß der Langhaarige Singhalese und Mohammedaner, die beiden anderen Inder und Buddhisten sind. So unterscheidet sich die Bevölkerung in der Religion und im Stamm. Die Familienverhältnisse scheinen auch hier noch traurig zu sein. Der erste der Jungens, die bei uns waren und den wir nach Vater und Mutter frugen, erzählte uns, der Vater sei englischer Soldat und ist in der Kaserne. Seine Mutter ist auf dem Festland (Indien) und er treibt sich so umher und sucht, wo er was findet. Herrenlos, zucht- und zügellos. Aber der Gang nach Nahrung macht diese Jungens früh selbstständig und die kleinsten sind schon sehr schlau und klug. Sie hängen sich sofort an uns, wenn wir in den Straßen gehen. Aber nur an uns, mochten sich wohl an die anderen, englischen oder sonstigen Nationen, deren hier viele vertreten sind, nicht heran wagen, als an uns mit dem freudigen Ausruf: »Germany!« Zum Schluß gaben die drei uns noch eine Boxervorstellung, die uns zeigte, wie gewandt und geschickt sie ringen können. Glatt und geschmeidig, wie eine Schlange, winden sie sich einander aus den Händen und versetzen sich gegenseitig Fauststöße oder mit der eingewendeten Hand, daß es klopfte. Wir belohnten sie dann für ihre Tapferkeit und gingen danach zur Abfahrtsstelle, um zur rechten Zeit wieder an Ort und Stelle zu sein.³²

Im Hafen von Colombo kam es zu einer unerwarteten Begegnung:

[...] Der Schiffsverkehr ist hier ein recht reger gewesen. Heute Morgen kamen alleine vier große Schiffe zum Hafen herein. Eins davon ein englischer mit gefangenen Buren von Transvaal kommend; es sollen zweihundert derselben an Bord sein. Zwei Schiffe mit gefangenen Bu-

ren (500) liegen schon im Hafen. Wie wir gestern an Land fuhren, liefen wir auf allgemeinen Wunsch an dem größten Schiff der Buren vorbei, die Kopf an Kopf an Deck standen und uns, gleich wie wir sie, in Augenschein nahmen. Die Burentypen sind, wie sie in der »Woche« und »Daheim« abgebildet waren. Hier stand ein alter Mann mit großem Bart, ergraut, neben einem Jüngling von 15–16 Jahren. Sie alle machten den Eindruck, als wenn plötzlich ein Dorf alarmiert wird, wo alle Bauern auf dem Felde oder sonst wo von der Arbeit gerufen werden. Alle sind dann ja in der mannigfachsten Kleidung. Ebenso standen auch die armen Buren still oben auf Deck, wie auch wir still an ihnen vorüber fuhren und wohl beiderseits gleich fühlten. Denn ein Weh ging uns durchs Herz und leise Stimmen nur ummurmelten die armen Leute. Die heute Angekommenen liegen nur 200 Meter von uns. Auch da ist heute Nachmittag alles auf Deck. [...] ³³

Weitere Gedanken und Erlebnisse hielt Abelbeck im Tagebuch fest:

[...] Der Dampfer »Sachsen« mit dem Grafen Waldersee ist gestern Nachmittag 1 Uhr abgefahren und wird vierzehn Tage bis drei Wochen vor uns ankommen. Denn wir bleiben bis Dienstag hier und fahren dann bis Singapore sieben Tage. Und dort werden wir dann den ganzen Transport los und es wird endlich still auf unserem Schiff. [...] Nach dem Mittagessen um 2 Uhr konnten wir auch noch an Land gehen. Nachdem wir den festen Boden wieder betraten, fuhren wir auf der elektrischen Bahn bis zu einer Endstation, zwei bis drei Stunden weit. Dann verfolgten wir einen Weg, der uns schließlich mitten in Sümpfe führte, in denen Kokospalmen und Bambusröhren standen. Mußten dann doch wieder zurück und in ein Boot von Eingeborenen steigen, um uns übersetzen zu lassen. Das Boot war ein ausgehöhlter Baumstamm, darauf zwei Bambusröhren gebunden waren. Und dann auf der rechten Seite ein massiver Begleitstamm, der von zwei, etwas nach oben gebogenen Stangen gehalten wird und so das Umschlagen des Bootes verhindert. Nachdem wir eingestiegen waren, wollten die zwei, denen das Boot gehörte, abschieben. Doch waren wir zu schwer und wollten deswegen einige aussteigen. Wie das aber die Fernstehenden, die uns zusahen, bemerkten, sprangen all die schwarzen Gestalten hinzu und unter großem Geschrei, das sie in ihrer Sprache hervorbrachten und sich anhörte wie ein wildes Kriegsgeschrei, setzte sich das primitive Boot, welches in allen Fugen krachte, in Bewegung. Zum Glück hatten wir nur die 20–30 Schritte zu fahren und landeten dann auch glücklich an der anderen Seite.

Danach kamen wir über eine große, breite, ganz aus Eisen gebaute Brücke, von den Engländern errichtet, darum auch »Victoria-Brücke« genannt. Der Blick von derselben, den Strom entlang, war herrlich. Links und rechts prachtvolle Palmen, sowie der Mango- oder Brotbaum und viele sonstige Arten, die eben nur in den Tropen wachsen. Dann verfolgten wir den vor uns liegenden Weg, an dem noch wohl über eine Stunde entlang Häuser und Hütten der Insulaner standen. Dann wurden sie seltener. So konnten wir am lieben Sonntag spazieren und unter herrlichen Palmen und Bananenstauden, die mit ihren breiten Blättern weit über den Weg hinweg ragten, wandeln! Nach zweistündiger Wanderung kamen wir an ein zwei bis drei Meter hohes, eisernes Kreuz. Ich machte die Eingeborenen, die oft uns in Scharen weit begleiteten, aber sehr freundlich und dienstefrig sind, durch Zeichen und Sprechen verständlich, was das Kreuz bedeute. Sie wiesen auf einen abzweigenden Weg entlang, an dessen Ende eine römisch-katholische Missionsstation liegt. Der Weg war uns aber zu naß in unseren weißen Schuhen. Auch war es Zeit zum Umkehren und so gingen wir den schönen Weg unter Palmen wieder zurück. [...]

Die Bewohner sind zum Teil katholisch, Mohammedaner oder Buddhisten. Es tat mir sehr leid, keinen Evangelischen zu treffen. Es sollen mehr im Inneren die Herrnhuter Missionare arbeiten. Die Leute sind zierlich und zart gebaut. Die Frauen, die alles auf der rechten Hüfte tragen, Kinder, Wasserkrüge und sonst schwere Lasten, sich deshalb dort ein Polster hingebunden



Abb. 5 Das Piston, auf dem Wilhelm Abelbeck während seiner Zeit auf der GERA bei bestimmten Anlässen geblasen hat. (Archiv der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth)

haben unter der Kleidung, die sehr einfach ist, ein kleines Jäckchen, das eben über die Brust reicht, dann ein Tuch anfängt, welches um den übrigen Körper gewickelt ist und bis auf die Füße reicht, so sehen sie aus, als ob sie alle schief gewachsen wären. Auch sind sie sehr hässlich und sehen Männer und Frauen oft sich so ähnlich, daß man sie schwer unterscheiden kann, da auch erstere langes Haar tragen. Nur die kleinen Kinder sind oft sehr niedlich und sehen in ihrer schwarz-rötlichen, blanken Hautfarbe sogar hübsch aus.

Morgen, Dienstag, werden wir wieder weiterfahren. Sind dann in fünf Tagen in Singapore, wo wir alle hoffen, daß es für uns bes-

ser wird, wenn wir die vielen Matrosen und Seesoldaten los werden und es dann bei uns recht still wird. Wie hier die Zeitungen berichten, soll Peking schon in Händen der Verbündeten sein und Waffenstillstand. Ob wir nun erst viel zu tun bekommen, ist noch die Frage. Überhaupt ist es noch unbestimmt, wann wir nach China hinkommen und ob wir in einem Jahr nicht schon wieder in Deutschland sind.³⁴

Noch einen anderen Ausflug der Diakone auf die Insel Ceylon beschrieb Abelbeck in seinem Tagebuch:

Es wurde uns durch den Konsul möglich gemacht, daß wir mit der Bahn nach Candi fahren konnten, eine Station (Stadt), die mitten auf der Insel liegt. Wir fuhren vier Stunden, morgens um 7 ¹/₂ Uhr von Colombo ab. Zuerst durch Flachland, dann durch einen Palmenhain. Nachdem wir eine Stunde gefahren, kamen wir in ein Hochland, in dem schon einige Bergketten ihre Ausläufer hatten. Hier sahen wir auch schon Mais, Reis und Weizenfelder, die sehr künstlich von den Insulanern, die hier im Innern durchweg Singhalesen sind, angelegt werden. Wir konnten hier so recht das Große und Schöne der Natur beobachten. Denn neben einem Feld, auf dem das Korn kaum herausprossste, war eines, auf dem es schon in üppigem Wachstum stand und so weiter. Blühendes, fruchttragendes und schon geschnittenes Feld. Herrlich war dieser Anblick. Danach kamen wir in prachtvolle Berge und den Urwald, in dem Blumen und Schlinggewächse aller Arten in üppiger Fülle standen unter den erhaben in alles hineinragenden Palmen. In diesem herrlichen Naturgarten fuhren wir stundenlang, dann weiter hoch oben um die Berge herum. Und bei den Windungen um die Berge herum, die der Zug machte, hatten wir schöne und immer schönere Ausblicke in Täler. Wir fuhren bis zum höchsten Punkt, 1800 Meter, und sahen steil hinab ins Tal. Denn nur so weit ist der Fels dort abgesprengt, daß das Bahngeleise hinein gelassen werden konnte und der Zug Platz hat. Hätte man nicht im Zuge gesessen, wir wären gewiß in die schwindelnde Tiefe gestürzt. Um dies herrliche Land recht zu beschreiben, sind Worte viel zu arm und macht es eben schwer es zu schildern.

Gegen 11 Uhr kamen wir in Paradenya, eine Station vor Candi, an. Von dort führte eine schöne, breite Chaussee durch Teeplantagen nach einem botanischen Garten, von dem die dort Angestellten behaupten, er sei der größte und schönste der Welt. Nun, ich habe auch noch keinen schöneren gesehen, obgleich ich, wo ich war, in Münster, Bremen und Hannover, diese Gärten nach Möglichkeit studiert habe. Wie dort, war auch hier der Eingang ein großes Tor, an dem hier gleich zwei prachtvolle Exemplare Ölpalmen in ihrer ganzen Üppigkeit standen. Dann sonst noch herrliche Bäume und Sträucher von Gewürzen und die bekannten der Medizin. Und vor allem die herrlichen Blattgewächse, in allen Farben prangend. Der ganze Eindruck war er-

hebend. Nur schade, daß uns ein tüchtiges Regenschauer überraschte und die Zeit zu kurz war, um nähere Studien machen zu können. Wir waren elf Männer und mußten dann, des Regens wegen, drei Hotelwagen, die uns im Garten angeboten wurden, benutzen, um nach Candi zu kommen, wo der große Tunnel steht. In dem Hotel, vor dem die Wagen hielten, empfing uns eine Dame, die deutsch sprach, und uns abriet, den Tunnel zu besichtigen, da wir dort sehr »geschöpft« würden, wie sie sich ausdrückte. Auch war die Zeit schon ziemlich vorgerückt, sodaß wir nur noch eine gute halbe Stunde Zeit hatten. Darum sahen wir uns den Tunnel nur von außen an und gingen dann zurück ins Hotel, wo wir uns ein Glas Eislimonade bewilligten, was hier schon immerhin eine Leistung ist, kostet das Glas wenigstens 35–50 Pf. nach unserem Geld.

Nachdem wir uns so erquickt und erholt hatten (zum Essen hatten wir mitgenommen), traten wir um 2 Uhr die Heimreise wieder an durch die schönen Berge und den großen, so genannten Garten der Natur, in dem wir elf Tunnels durchfuhren, der längste war drei Minuten. Abends 6 Uhr kamen wir wieder in Colombo an, wo uns auf der Straße ein dichter und immer dichter werdender Moskitoschwarm empfing, der so überhand nahm, daß wir mit dem Taschentuch das Gesicht verdecken mußten. Erst in der Nähe des Hafens verließ uns der Schwarm. Dort tranken wir dann noch eine Tasse Ceylon-Tee und waren gegen 8 Uhr wieder an Bord, voll der vielen Eindrücke, die man gehabt hat. [...]

Früh morgens 7 Uhr fuhren wir aus dem schönen Hafen von Colombo. Die See war sehr unruhig und wurden viele infolge des Schwanken des Schiffes wieder seekrank. Auch ich hatte bis Mittag mit großer Übelkeit zu kämpfen, dann wurde es aber wieder besser und alle Seekrankheit war überwunden. Wir schwimmen jetzt wieder auf dem Indischen Ozean.³⁵

Die GERA operiert in Ostasien

Nach einer Fahrt entlang der Inseln um Sumatra und durch die Straße von Malakka erreichte das Schiff am 17. September 1900 den Hafen von Singapur. Zwei Tage später setzte die GERA ihre Fahrt in Richtung Hongkong fort; ab dem 19. September, mit dem Erreichen der ostasiatischen Gewässer, galt an Bord der Kriegszustand:

[...] Wenn wir auch, seitdem wir Singapure passiert haben, uns in feindlichen Gewässern und somit auf dem Kriegsschauplatz befinden, so sind wir doch noch immer weit weg vom Schuß, sodaß man eigentlich noch nichts vom Krieg spürt. Aber dennoch sieht man schon Kriegsbilder. Denn unsere Transportmannschaften machen Schießübungen und täglich werden Seitengewehre und Säbel geschliffen. [...]³⁶

Am 25. September 1900 erreichte das Schiff den Hafen von Hongkong:

Hongkong liegt wie Gibraltar herrlich am Bergeshang, doch noch schöner ist die Stadt. Die Berge sind bedeutend höher und da wir noch an der Grenze der Tropen sind, ist die Pflanzenvegetation auch hier herrlich bis oben auf die Berge. Gleich nachdem wir Anker geworfen wurden, wir auch hier von Händlerschiffen umlagert und das war hier noch interessanter. Die Chinesen wohnen mit der ganzen Familie auf so einem Kahn. Der Mann sitzt vorn und rudert, die Frau hinten rudert und steuert zugleich. Die Kinder von 8–10 Jahren helfen schon tüchtig rudern, während die Kleinen im Kahn herum laufen oder kriechen. Ist ein Baby in der Familie, so wird es von der Mutter oder älteren Schwester auf dem Rücken getragen bei aller Arbeit, den ganzen Tag. Das Kleine spielt, isst und schläft auf dem Rücken der Trägerin und bald hängt ein Beinchen oder Ärmchen oder gar das Köpfchen baumelnd nach einer Seite durch die Bewegung, die gemacht wird. Aber es schläft trotzdem weiter. Verwöhnt werden diese Kinder nicht und sind doch alle kerngesund und sehr geschickt hantieren sie, sobald sie laufen können, bis zum Ältesten auf den Schiffen umher. Sobald dann so ein Kahn bei einem Dampfer angekommen

men ist, beschäftigt sich die Frau mit Aufräumen im hinteren Teil des Schiffes und Essenköchen, was sehr rasch geht, und wunderbar, wie sie es fertig bringt.

Der Chinese lebt sehr einfach. Nur zweimal am Tage, morgens und abends, wird gegessen. Die Mahlzeit besteht aus Fisch, Reis und Gemüse. Letzteres meistens jung keimende Bohnen, von denen die weißlichen Keime gekocht werden. So geht es Tag für Tag, nur wechselt der Fisch wohl mit Schweinefleisch ab. Es sieht interessant aus. Die ganze Familie mit all den dienstbaren Geistern, die dazu gehören, sitzt um einen Tisch oder hockt auf der Erde in einem Kreis um den Reistopf. Jeder hat ein Kümmchen, das er sich mit Reis füllt. Und dann ist Fisch oder Fleisch, in kleine Stückchen geschnitten, in der Pfanne, aus der einer nach dem anderen sich einen Teil herausholt und seinen Reis dazu verzehrt. Mit zwei Stäbchen essen die Chinesen sehr geschickt. Während die Frau nun mit dem Zubereiten des Essens beschäftigt ist, baut der Mann im übrigen Teil des Kahns einen vollständigen Kaufladen auf.

Am Nachmittag waren wir an Land. Ein sehr geschäftiges Leben sahen wir in den Straßen, Laden an Laden. Wir gingen durch die Hauptstraße, die sich den Bergfuß entlang zieht, stiegen dann eine Seitenstraße hinauf, die alle steil bergan gehen, oft stufenförmig. Oben angekommen bot sich uns ein weiter Ausblick über das Labyrinth von Häusern und den großen Hafen mit vielen Überseeschiffen und Hafendampfern sowie Segelbooten. [...]

Heute Morgen um 6 Uhr, wie ich auf Deck komme, war dasselbe umgewandelt zu einem Jahrmarktplatz. Die Chinesen hatten jede Ecke benutzt, um ihre Waren auszubreiten. Der Handel war schon um 6 Uhr in vollem Betrieb und ich fing auch gleich zu handeln an. Wir hatten Geld bekommen in 20-Markstücken und bekommen wir, da Gold hier sehr hoch steht, für zwanzig Mark Gold 22, auch 23 Mark Silber. Da kann man reich bei werden! Auch habe ich mir noch manche schöne Sachen gekauft für später! [...]

Auch heute waren wir wieder an Land, um uns die schönen Berge anzusehen. Wir fuhren mit einer Drahtseilbahn 500 Meter hoch und stiegen bis auf die Spitze des Berges, der 600 Meter, 800 Fuß, hoch ist hinauf und hatten von da aus eine herrliche Aus- und Übersicht über Stadt und Hafen und weit über viele Berge hinweg. Eine Bergkette nach der anderen zeigte sich unseren Blicken, sogar aus dem Wasser ragte hie und da ein Bergkoloss hervor. Nachdem wir noch eine Bergkette umgangen, wo wir verschiedene Ausblicke hatten, kehrten wir nach der Stadt zurück, um allerlei Einkäufe zu machen und hatten wir einen Weg von vier Stunden zurückgelegt und guten Appetit bekommen. Wir gingen dann auch in ein echt chinesisches Speisehaus, das uns aufgefallen, wo es sauber war, sodaß wir uns behaglich niederliessen und von Chinesen bedient wurden. Das Abendessen bestand aus vielen Gängen. Erstens Fisch, dann zwei Spiegeleier, Geflügel, Beefsteak, Bratkartoffeln und Gurkensalat, einer Tasse Kaffee und Zigarre. Das Ganze kostete uns 60 Pf. nach deutschem Gelde. Wie das möglich, ist mir ein Rätsel geblieben. Reichlich, gut und schön war alles und wir haben nicht gespart, hatten wir doch guten Hunger mitgebracht.³⁷

Unterdessen hatten vier der Nazareth-Diakone erklärt, nicht länger als das vertraglich vereinbarte halbe Jahr im Dienst des Roten Kreuzes auf der GERA verbringen zu wollen. Ihr Verhalten war ein offensichtlicher Verstoß gegen die Ordnung der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth. Umgehend, im Oktober 1900, erreichte sie ein Brief aus Bethel:

[...] [Muß ich doch] daran erinnern, daß Ihr gar nicht in erster Linie weder in unserm Dienst noch im Dienste des Roten Kreuzes steht, sondern im Dienste unseres Herrn und Heilandes. [...] Ihr dient ja nicht um Lohn und Dank, sondern aus Dank und aus Liebe. [...] Es ist in unserm Brüderhause niemals Ordnung gewesen, daß Brüder selbständig in solchem Fall vorgegangen sind.³⁸

Inzwischen kreuzte das Schiff vor der chinesischen Küste:

Soeben die ersten Pfleglinge aus Peking erhalten: zwei Verwundete und sieben Typhus- und Ruhrkranke. [...] In der Nacht von Mittwoch d. 10. zu Donnerstag kamen wir vor Tsingtau, der Hauptstadt Neudeutschlands an und da ich gerade um diese Stunde von der Nachtwache abgelöst wurde, so konnte ich mir diese unsere jüngste Erwerbung bei Mondlicht betrachten. Zu sehen war nicht viel: eine silberglänzende breite Wasserfläche, darauf die weißen, gestreckten Körper einiger Schiffe und fern im Hintergrunde einige Hafenzüge in dunklen Umrissen. Am folgenden Morgen machte die Sache schon einen freundlicheren Eindruck; wir waren inzwischen auch noch etwas näher herangerückt. Die Schiffe, welche ich nachts nur undeutlich hatte erkennen können, waren die deutschen Kriegsschiffe »Kaiserin Augusta« und »Hela«. Am Ufer zeigten sich Häuser, fertige sowohl wie im Bau begriffene. Über grünen Hügeln dahinter flatterte auf der Signalstation die schwarz-weiß-rote Fahne. Ein uns Alten recht wohlthuendes Bild; hier fühlten wir uns, zumal da wir nun auch wieder in gemäßigteres Klima gelangt waren, ganz heimlich. Die uns gebotene Gelegenheit, noch am Vormittag an Land zu gehen, benutzten wir sogleich und ließen uns zu der weit in das Meer hinausgebauten Landungsbrücke fahren. Unser Rundgang war bald beendet. Tsingtau war ja noch bis vor kurzem ein armseliges Chinesendorf und ist jetzt erst daran, sich zu einer deutschen Hafen- und Handelsstadt zu entwickeln. Aber mit großer Energie und wohl auch erheblichem Kostenaufwandt (sic!) wird daran gegangen, hier eine moderne Kulturstätte zu schaffen. Nur wenige Chinesenhütten stehen noch in einer entlegenen Ecke, sonst ist alles deutsch. [...] Ein Netz von Elektrizitätsleitungen und Kanalisationen zieht sich schon über einen großen Teil der schmalen Landzunge, auf welcher Tsingtau liegt. In zehn Jahren mag wohl hier eine blühende Handelsstadt sich hier befinden, doch hängt alles davon ab, daß das außerordentlich mineralienreiche Hinterland, die Provinz Shantung, der Ausbeutung erschlossen wird.³⁹

Später hieß es: Im übrigen haben wir etwa 250 Kranke an Bord! Br. Heitbrink und mir ist die venerische Station mit durchschnittlich 30 Patienten zugefallen. Im Saale über dem unsrigen arbeiten Br. Abelbeck, Eppendorf und Bredlow auf der äußeren Station mit ungefähr der gleichen Zahl Kranker. Die übrigen 23 Pfleger sind den inneren Stationen zugeteilt, wo Typhus und Ruhr die vorherrschenden Krankheiten sind. Br. Scheler arbeitet im Operationssaale, Br. Maier als Tischler. Die Zufuhr neuer Kranker und Abholung der Geheilten wird durch die zwischen hier und Taku kreuzende »Savoia« besorgt. Wir werden jedenfalls während des Winters in diesem geschützten Hafen liegen bleiben. [...]⁴⁰

Die Querelen zwischen dem Oberstabsarzt und den sieben Nazareth-Diakonen setzten sich an Bord der GERA weiter fort. Schließlich wurden zwei von ihnen nach Hause geschickt:

[...] zwei von uns sollen fort. Das Los traf Br. Rösel und mich [Eppendorf]. Unsere Ablösung wird in acht Tagen hier eintreffen und werden wir spätestens im Februar in Deutschland eintreffen. [...]⁴¹

In einem späteren Zeugnis für Rösel hieß es: *Am 2. Januar 1901 wurde er in die Heimath gesandt, da er sich für den Dienst an Bord als ungeeignet erwies. Sein außerdienstliches Verhalten war tadellos.⁴²*

Die übrigen fünf Diakone, Abelbeck, Bredlow, Heitbrink, Meier und Scheler, blieben weiterhin an Bord. Wilhelm Abelbeck, mit 33 Jahren der nunmehr älteste, übernahm die Führung der fünf verbliebenen Brüder:

[...] Nun möchte ich heute noch bitten, daß sich die Sache für uns so zum besten gewandelt hat, daß Bruder Rösel und Eppendorf abgelöst werden und wir fünf bleiben. [...] Eine Freude war es uns, als vor einiger Zeit einer von den Pflegern mir gegenüber sich aussprach, daß er gerne, wenn wir zurück kommen, bei uns bleiben wolle und bei uns eintreten könnte. Er ist jetzt schwer erkrankt an Typhus, wir haben viel innerlich Kranke und nur wenig Äußerliche. Des



Abb. 6 Die deutsche Kolonie Tsingtau, ca. 1910. (Foto: Archiv Neumann)

Sonntags zum Gottesdienst blasen wir regelmäßig, auch bei Geburtstagen der Ärzte und bei Beerdigungen. Der erste, der hier auf dem Schiff starb, wurde ins Meer gesenkt bei Shang Hai. Seit 14 Tagen sind wir hier und haben auch schon zwei Beerdigungen, wo wir auf dem Kirchhof zu blasen hatten. Wir haben immer noch oft die Gelegenheit, daß wir des Herrn Lob durch unser Blasen verherrlichen dürfen. Sonst geht es uns allen sehr gut, alle Einwirkungen der langen Reise haben wir glücklich überwunden.⁴³

Zwischenzeitlich war Abelbeck zum Stellvertretenden Zugführer und Portepe-Unteroffizier befördert worden. Die GERA lag mittlerweile auf der eisfreien Reede vor dem japanischen Hafen Nagasaki, das Weihnachtsfest stand vor der Tür. Verwundete befanden sich zu diesem Zeitpunkt allem Anschein nach nicht an Bord. Abelbeck sprach in seinen Aufzeichnungen nur von einer Gruppe von *Reconvaleszenten*. Weiter berichtete er in seinem Tagebuch:

[...] Im Ganzen hatten wir 280–300 Mann zu berücksichtigen. [...] Die Geschenke wurden durch das Los verteilt. Wie wir gearbeitet hatten, zeugt davon, daß die ganze Auslosung und Verteilung nur $\frac{1}{2}$ Stunde gedauert hat. Um 5 Uhr nachmittags begann die Feier. Hell brannten die schönen Tannenbäume (wir hatten 22 an Bord) und überall auf den Sälen waren bunte Lampions angebracht, die sich malerisch schön von dem bunten Lichterglanz der Weihnachtsbäume abhoben. Echt und schön war die ganze Feier wie sonst in der lieben Heimat. Und doch wieder war es einem so fremd. Das Gefühl, so fern von allen zu sein, die man liebt, kam und kam immer wieder. Waren es wohl die Gedanken, die hin und her wandern werden und gehen von Land übers Meer? Nach dem großen Essen, das sich an die Feier anschloß, war für alle noch eine besondere Feier unter sich und wurden auch die schönen, heimatlichen Weihnachtslieder gesungen. Der kurze Inhalt des Programms für die Feier ist wie folgt: Allgemeiner Gesang: »Vom Himmel hoch, da komm' ich her« usw. Gesangsabteilung: »Oh du fröhliche, oh du selige.« Dann Verlesung der Weihnachtsgeschichte. Allgemeiner Gesang: »Stille Nacht.« Ansprache. Motette: »Ehre sei Gott in der Höhe.« Das Weihnachtskomitee wurde von allen Seiten lobend erwähnt und viele dankbare Gesichter gab es und viele fröhliche Herzen schlugen dem Christkindchen entgegen. Von 11–12 Uhr abends hatte ich dann auch noch ein Stündchen für mich, wo ich frei von allen Sorgen und Pflichten mich freuen durfte eine große Arbeit und Pflicht zum Abschluß gebracht zu haben. Und hinüber wanderten meine Gedanken, nun, wohin?⁴⁴

Zwei Tage später schrieb Abelbeck:

Die schönen Feiertage habe ich weiter in der Stille verleben dürfen. Inmitten der Kranken, denen man an solchen Tagen etwas Besonderes sein muß, um sich selbst und ihnen zum Segen zu sein. Am Nachmittag war ich an Land, um die Selbstpflicht zu erfüllen, frische Luft und vor allem Bewegung zu haben. Nur spürt man an Land nichts von Weihnachten, denn die armen

Japaner kennen keinen Heiland, der für sie geboren ist. Auch hat der Japaner (Buddhisten) keinen Sonntag. Es geht ein Tag wie der andere Tag ohne Abwechslung weiter. Arme, ja arme Leute.⁴⁵

Über die Jahreswende 1900/01 notierte er:

Die Feier begann um 5 Uhr nachmittags und wurde wie folgt nach dem entworfenen Programm gefeiert: Gesangsabteilung: »Über den Sternen«, Allgemeiner Gesang: »Bis hierher hat mich Gott gebracht.« Ansprache. Allgemeiner Gesang: »Hilf fernerhin, mein treuer Hort.« Gesangsabteilung: »Preis und Anbetung.« Nach dem Abendessen bekamen wir noch einen Punsch von den Liebesgaben, den sogenannten Seemannspunsch, der aus Rum und Wein bestand. Um 11 Uhr wurde ich zum Oberstabsarzt befohlen und bekam den Auftrag, um 12 Uhr auf der Brücke zu blasen. Wir stellten uns dann auch zur Zeit auf und so wie es 12 Uhr geschlagen, setzten wir ein mit dem schönen und feierlichen Choral »Nun danket alle Gott.« Dann noch »Heil Dir im Siegerkranz« und »Deutschland, Deutschland, über alles.« Dann gab es noch einen humoristischen Umzug von der Lloyd's- und Schiffsbesatzung auf dem Haupt- und Promenadendeck. An den Offizieren vorbei machte der Umzug in unserer Nähe Halt und es wurde dann noch einmal auf Wunsch des Oberstabsarztes geblasen und gesungen: »Deutschland« usw. Dann erst war ich aller Pflichten frei. Denn bei all dem schönen Feiern und Zusammensein lag mir immer wieder die Pflicht ob, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, was bei so verschiedenen, bunt zusammen gewürfelten Menschen doch nicht immer ganz leicht ist. Aber alle die Feiern sind schön, echt deutsch, verlaufen. Wir haben darin alles gehabt, was wir sonst in der Heimat auch haben. Nur das eine, daß wir so weit von denen sind, die einem lieb und teuer sind. Der Gedanke kehrte doch immer und immer wieder. Ein Jahr der Sterblichkeit ist wieder in den Abgrund der Ewigkeit verschwunden. Was wir erlebt, und in diesem Jahr wie vieles, wissen wir, aber was wird's nun bringen? Denn dunkel liegt ja die Zukunft vor uns. Werden wir die Heimat wiedersehen? Oft wird es uns doch so recht klar, daß wir in Kriegsverhältnissen sind und das große, weite Meer zwischen uns ist. [...] Unsere Welt, in der wir leben, ist ja nur unser Schiff. Darum geht der Tag auch ruhig und still seinen Gang. Um 12 Uhr traten wir zur Musterung und Parade an. Der Oberstabsarzt hielt eine Rede, die mit einem Hoch auf den Kaiser endete und aller militärischer Dienst war beendet.⁴⁶

Bis Anfang März 1901 blieb die GERA im eisfreien Nagasaki. Dann hieß es:

Abends um 10 Uhr verließen wir den Hafen von Nagasaki. Bei hellem Mondschein fahren wir zwischen den schönen Bergen lange die Hafeneinfahrt entlang, immer weiter wird die Fahrstraße. Wir stehen auf dem Achterdeck des Schiffes bis spät in die Nacht hinein und sehen dies herrliche Naturspiel an. Die See ist spiegelglatt und unsere »Gera« fährt wie ein Schwan dahin. [...] Wir kommen in Wuang, der Reede von Shanghai an, und treffen dort einige Kriegsschiffe: »Bismarck« mit dem Admiral Bendermann, »Kurfürst Friedrich Wilhelm« und die »Hansa«. [...]

Schon um 7 Uhr morgens stechen wir in See nach Taku und was das heißt: In See-gehen, kennt nur der, der es, wie wir, nun schon acht Monate mitgemacht hat. Alles wird seefest gemacht. Das heißt, fest gebunden und gestellt, sodaß es beim Hin- und Herschaukeln des Schiffes nicht zerbricht. Und diese Arbeiten dauern oft stundenlang, zumal auf einem Lazarettsschiff. Wie viel Zerbrechliches gibt es da, schon allein auf einem Krankensaal mit 35 Betten. [...]

Wir liegen auf der Reede von Taku und warten der Dinge, die da kommen sollen. Wir warten auf den Grafen Waldersee mit seinem Stab, der nach Tsingtau will. Abends 10 Uhr kamen die Herren. Graf Waldersee geht auf »Kaiserin Augusta« und die Begleitung bekommen wir. Auch Kapitain Usedom, der sich in Peking das Bein gebrochen. Gegen 11 Uhr geht die Fahrt nach Tsingtau, aber diesmal ist die See ruhig. [...]

Beim Tagesbeginn sehen wir die Küste von Shantung. Die Fahrt geht sehr langsam, da wir erst nach der Flaggenparade im Hafen einlaufen sollen. 8 Uhr, und die Fahrt geht mit Voll-

dampf, uns voraus die »Kaiserin Augusta«. Beim Einlaufen salutiert die »K.A.«, dann alle die Kriegsschiffe, die im Hafen liegen. Und es waren viele, zwei österreichische Panzerschiffe, »Elisabeth« und »Centa«, dann unser »Fürst Bismarck« und die drei großen Panzer »Wörth«, »Brandenburg« und »Weißenburg«. Es war ein erhabener Empfang. Wir haben einen gleichen noch nicht gehabt beim Einlaufen in einen Hafen. Gegen 11 Uhr vormittags kam der Graf auch zu uns an Bord. Wir alle wurden ihm vorgestellt. Am Nachmittag durften wir an Land auf Urlaub, ich blieb aber an Bord. [...]

Abends um 10 Uhr geht die Fahrt wieder weiter nach Taku. Wie die Einfahrt, so ist auch die Ausfahrt. Alle Schiffe haben sämtliche Scheinwerfer im Gange und beleuchten unsere beiden Schiffe. Raketen in allen Farben steigen hoch in die Luft, um dann in herrlicher Farbenpracht alles zu erleuchten. Dazwischen tönt der Donner der Geschütze. Aber je weiter wir fortkommen, umso stiller wird es wieder um uns, bis sich alles allmählich in finstere Nacht hüllt und nur das gleichmäßige Arbeiten der Maschinen und das Rauschen des Wassers hörbar ist. [...]

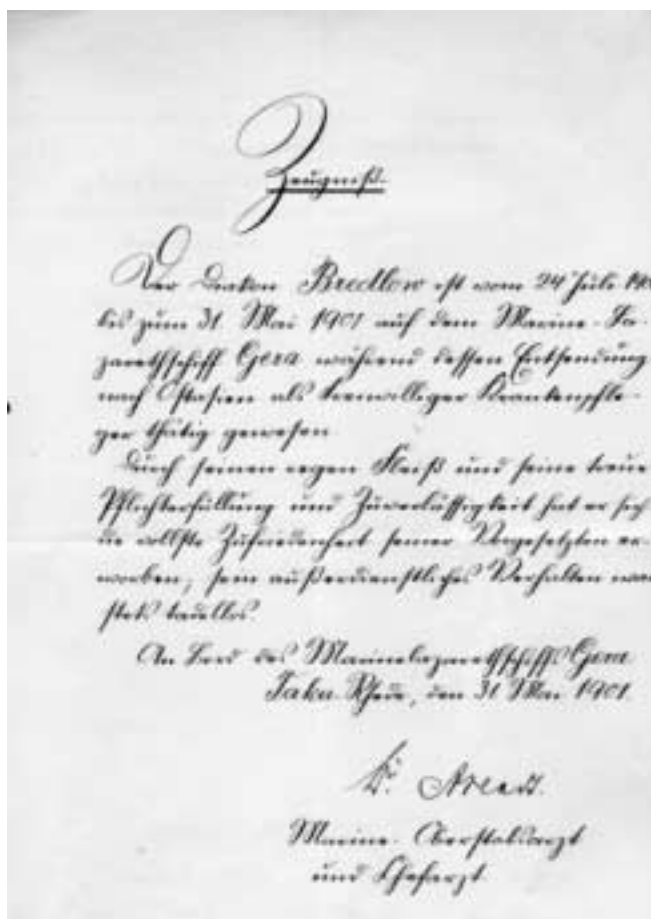
Wieder sind wir auf der Reede vor Taku angekommen. Gegen Mittag verlassen uns die Herren und wir dampfen um 4 Uhr nachmittags wieder zurück nach Tsingtau. [...] Kommen nach ruhiger Fahrt wieder in Tsingtau an und bleiben bis zum 22. Abends. Dann geht die Fahrt nach Wusing und Shanghai. [...] Mittags 12 Uhr kommen wir auf der Reede Wusing an und fahren noch um 3 Uhr nach Shanghai, den Jang tse Kiang hinauf. Die Fahrt ist wieder herrlich, da der Fluß teilweise sehr eng ist. Und von beiden Seiten sahen wir das schöne Chinaland mit Dörfern und Feldern, die schon in voller Frühlingspracht stehen (Frühlingserwachen sieht man überall). Wir wollten direkt ins Dock fahren, mußten aber auf dem Strom liegenbleiben, da das Wasser nicht hoch genug ist. [...] Auch diesmal ist der heutige Sonntag kein richtiger Festtag. Da wir hin und her fahren und nachmittags um 3 Uhr ins Dock gehen können. Auch dies war sonst sehr interessant. Abends 8 Uhr stand unsere »Gera« ganz trocken. [...]

Heute sind tausend Hände an, um und im Schiff beschäftigt, um ihm ein neues Kleid anzulegen. [...] Nachmittags um 4 Uhr fahren wir wieder aus dem Dock und legen an dem Pier an, um eine Maschinenreparatur machen zu lassen. [...]

Heute am Palmsonntag gehen mir doch so eigenartige Gefühle von Sehnsucht durchs Herz und auch die Gedanken ziehen hinüber übers weite Meer. [...] Im Osten sieht man, wie sich alles gegenseitig bekämpft und inmitten all dieses Lebens und Treibens zieht auch hier ein kleines Häuflein zum Gotteshaus, um ihr Gelübde dem Herrn abzulegen. [...] Am Nachmittag machte ich mit zwei anderen einen Durchgang durch die Chinesenstadt, die weit von der Stadt Shanghai liegt. Wir fuhren mit einer »Kerritsch« bis dahin. Sehr lehrreich und oft schaurig waren die einzelnen Szenen, die wir dort sahen. Viele Aussätzige, die in Strohmatten an den Straßenecken lagen, alles dort war sehr alt, die Straßen eng und schmutzig. Im Gefängnis sahen wir die großen Tafeln, die einem Bestraften um den Hals gehängt werden und dann sein ganzes Sündenregister darauf steht. Auch Schaukästen aus Holz, die auf den Markt gestellt werden und der betreffende Insasse nur mit dem Kopf herausieht, sonst sich aber nicht bewegen kann. Auch im Tempel waren wir. Aber es ist nicht auszuhalten vor Rauch. Denn alles stand voller Räucherkerzen, es wurde den verschiedenen Göttern geopfert. Danach gingen wir nach einer Opiumhöhle. Da lagen die armen Leuten und zogen das schändliche Gift ein, abgezehrt und sehr blaß. Es gab sonst noch viel zu sehen, besonders viel Handel und Wandel. Der Chineser ist noch schlimmer in jeder Weise wie bei uns der Jude. Damit will ich nun den März, der uns nach so langer Ruhe und täglichem Einerlei viel Abwechslung gebracht, schließen und dem danken, der uns wieder bis hierher geholfen. Dem wollen wir uns auch ferner befehlen mit Leib und Seele.⁴⁷

Mit der Eintragung vom 31. März 1901 brechen Wilhelm Abelbecks Tagbuchaufzeichnungen unvermittelt ab. Jedoch ist von ihm ein weiterer, später verfaßter Reisebericht an das »Central-Comité vom Rothen Kreuz« in Berlin erhalten geblieben:

Abb. 7 Zeugnis für den Diakon Otto Bredlow. (Archiv der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth)



Nachdem der Zugführer Kießling die »Gera« verlassen hatte, wurde der Unterzeichnete vom Chefarzt Dr. Arendt zum Zugführer ernannt. Mit der Übergabe der »Gera« an die Armee erreichte unsere Tätigkeit auf derselben ein Ende. Während der Reise von Tsingtau nach Taku am 25. Mai machte uns der Oberstabsarzt Dr. Arendt die Mitteilung, daß wir am 7. Juli mit dem Transportdampfer »Arkadia« von Taku aus die Heimreise antreten sollten. Da die »Gera« bereits am 1. Juni wieder in See gehen sollte, die »Arkadia« aber inzwischen noch nicht eingetroffen war, wurden wir am 31. Mai abends 12 ¹/₂ Uhr mit dem Verkehrsdampfer an Bord der »Luchs« gebracht, die vor Tongku ankerte. Am 1. Juni wurden wir in einer Holzbaracke des Pferdedepots zu Tongku untergebracht. Die Baracke bot uns Wohn-, Eßraum und Schlafzimmer. Letzteres bestand aus einer Lage Stroh, einem Ziegenfell und einer Decke. Seitwärts waren Tische und Bänke aufgestellt. Die Verpflegung war äußerst mangelhaft. Obgleich wir Essen aus der Menage empfangen sollten, war es uns nicht gut möglich, da wir weder Messer, Gabel noch Löffel besaßen sowie auch keine Gefäße hatten, das die Küche liefernde Essen zu empfangen. Infolge dessen waren wir gezwungen, die Verpflegung für diese acht Tage aus eigenen Mitteln zu beschaffen, was bei den dortigen Preisverhältnissen ziemlich beschwerlich war.

Am siebenten Juni erfolgte unsere Einschiffung auf dem Transportdampfer »Arkadia«. Infolge der Hitze und ungenügenden Verpflegung in Tongku erkrankten mehrere Pfleger an Brechdurchfall. Auf Anordnung des Arztes der Einschiffungskommission wurden die Pfleger



Abb. 8 Verleihungsurkunde der »Rothe Kreuz-Medaille dritter Klasse« für den Diakon Otto Bredlow. (Archiv der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth)

Scheler und Walbaum am 10. Juni wegen Ruhr dem Feldlazarett in Tongku überwiesen. Kurz vor der Abfahrt trafen die Pfleger des Marinefeldlazarets zu Peking mit dem Postdampfer von Tsingtau ein. Am 12. Juni Abends ging die »Arcadia« in See. Wir sind für die Dauer der Reise der 2. Kompanie des »Seebataillons« als Mannschaften zugeteilt und wurden dementsprechend behandelt. Die Stimmung der Pfleger ist eine ziemlich gedrückte, zumal auch die Verpflegung an Bord viel zu wünschen übrig läßt. (Randbemerkung: In der Suppe waren wiederholt Maden, auch der Reis schmeckte nach Petroleum.) Von den Seesoldaten sind wiederholt Beschwerden über das Essen eingebracht. Wir sind auch hier gezwungen uns für unser Geld teilweise Lebensmittel zu beschaffen. Der Unterzeichnete stellte sich mit seinen 18 Pflegern dem Schiffsarzte zur Verfügung, was von demselben, da die Zahl der Kranken eine ziemlich beträchtliche war, dankend angenommen wurde. Da in letzter Zeit mehrere schwere Erkrankungen vorgekommen waren, haben wir auch die Tages- und Nachtwache im Lazarett mit übernommen. An Bord befinden sich ein Zugführer, drei Sektionsführer und 27 Pfleger.

In den ersten Tagen des August soll die »Arcadia« in Wilhelmshaven eintreffen. In der Lohnungsache teilte ich dem Centralcomité mit, daß wir auf der »Gera« bis zum 31. Mai unsere Löhnung laut Verwendungsbuch erhalten haben. Da ich nicht genau weiß, wie sich unsere Löhnung während des Transports zusammensetzt, Erfrischungsgelder u.s.w., habe ich Vorschüsse zahlen lassen. Die Liste über gezahlte Vorschüsse will die Transportleitung dem Centralcomité zuweisen.⁴⁸

Demnach endete der Einsatz der Nazareth-Diakone im Dienst des Roten Kreuzes auf dem zum Lazarettschiff umgebauten Überseedampfer GERA am 31. Mai des Jahres 1901. Am 14. Februar 1902 erreichte ein letztes Schreiben aus Berlin den Nazareth-Vorstand in Bethel:

*Dem Vorstande übersenden wir anliegend die den Diakonen Wilhelm Abelbeck, Heinrich Maier, Otto Bredlow, Matthias Heitbrink, Emil Scheler durch Allerhöchsten Erlass vom 29. v. M. verliehene Rothe-Kreuz-Medaille 3. Klasse, sowie den Berechtigungs-Schein zum Tragen einer Spange zu derselben mit dem ergebenen Ersuchen, die Medaille nebst Berechtigungsschein den oben Genannten auszuhändigen.*⁴⁹

Anmerkungen:

- 1 Julius Richter: Das Werden der christlichen Kirche in China. Gütersloh 1928, S. 198.
- 2 Ebd., S. 199 (Anm. 1).
- 3 Ebd., S. 201.
- 4 Ebd., S. 210 (Anm. 1); nach: Schlatter: Die chinesische Fremden- und Christenverfolgung. Basel 1901, S. 16f.
- 5 Claudia Ham und Christian Ortner: Mit S.M.S. ZENTA in China. Wien 2000, S. 50. Das internationale Detachement bestand aus: sechs britischen, je vier russischen und französischen, drei deutschen, zwei italienischen und je einem amerikanischen, japanischen und österreichischen Kriegsschiff. Hinzu kamen auf dem Peiho-Fluß im Bereich der Stadt zwei russische und je ein britisches, deutsches und japanisches Kanonenboot. – Eine hiervon abweichende Aufstellung bei Elmar B. Potter und Chester W. Nimitz: Seemacht. Eine Seekriegsgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart. Deutsche Fassung hrsgg. von Jürgen Rohwer. München 1974, S. 316f.
- 6 Ebd., S. 51.
- 7 Ebd., S. 53.
- 8 Ebd., S. 55ff.
- 9 Ebd., S. 77ff.
- 10 Ebd., S. 153.
- 11 Insgesamt waren britische, deutsche, französische, russische, japanische, amerikanische, italienische und österreichisch-ungarische Truppenverbände daran beteiligt.
- 12 Die mit dem Anfangsbuchstaben »N« versehenen Signaturen beziehen sich auf Archivalien des Archivs der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth in Bielefeld-Bethel; hier: N-PA-2279. Brief Schelers nach Bethel vom 11. Juni 1900.
- 13 Ebd.
- 14 Briefe an den Vorstand des Großherzoglichen Landesvereins vom Roten Kreuz in Weimar bzw. an das Zentral-Komitee vom Roten Kreuz in Berlin vom Februar 1899 bzw. Juli 1900. Hauptarchiv der v. Bodelschwinghschen Anstalten (HAB), Bielefeld-Bethel, Akte DIII 11, »Briefe«.
- 15 N-ST-141 (Hervorhebungen im Original).
- 16 HAB, Akte DIII 11, »Briefe«, vom 14. August 1900.
- 17 HAB, Slg. B III 3, 1 Nr. 30 (1900), S. 3.
- 18 N-PA-1815.
- 19 Arnold Kludas: Die Seeschiffe des Norddeutschen Lloyd. Band 1: 1857 bis 1919. Herford 1991, S. 48.
- 20 Das Tagebuch ist eine Reinschrift von Kladden, die Abelbeck an Bord der GERA aufgezeichnet hatte. Das Buch besitzt ein Format von 10 x 15 cm und ist in graphitfarbenes Kunstleder gebunden. Es enthält 326 per Hand durchnummerierte Seiten, von denen 209 Seiten von Br. Abelbeck in relativ kleiner Schrift beschrieben worden sind. Auf verschiedenen Seiten sind getrocknete Pflanzenteile eingeklebt. Der Text wurde an einigen Stellen der heutigen Schreibweise und Interpunktion angepaßt, ansonsten aber im Original transkribiert. Die Innenseite des Einbands trägt den handschriftlichen Vermerk: W. Abelbeck – Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt! – Abschrift von dem während der Reise geschriebenen Tagebuch. – Meine Reise nach China – 1900/1901. Das vollständige Transkript wird verwahrt unter: N-01-434.
- 21 N-01-434. Tagebuch Abelbeck vom 30. Juli 1900.
- 22 N-PA-1815. Brief Bredlows an den Nazareth-Vorstand in Bethel.
- 23 N-PA-0563. Brief Rösels an den Nazareth-Vorstand in Bethel vom 2. August 1900.
- 24 N-01-434. Tagebuch Abelbeck vom 3.-8. August 1900.
- 25 N-PA-2058. Brief Abelbecks nach Bethel vom 10. August 1900.
- 26 N-01-434. Tagebuch Abelbecks vom 10.-14. August 1900.
- 27 Ebd.
- 28 N-PA-0563. Brief Rösels nach Bethel vom 4. September 1900.
- 29 Ebd.
- 30 N-01-434. Tagebuch Abelbecks vom 6.-12. September 1900.
- 31 Ebd.

- 32 Ebd. (Unterstreichung im Original).
- 33 Ebd.
- 34 Ebd.
- 35 Ebd.
- 36 Ebd.
- 37 Ebd.
- 38 HAB, Akte B IX 7. Brief v. Bodelschwinghs an Rösel vom 18. Oktober 1900.
- 39 N-PA-0563. Brief Rösels nach Bethel vom 12. Oktober 1900.
- 40 Ebd. Brief Rösels nach Bethel vom 27. November 1900.
- 41 N-PA-2096. Brief Eppendorfs nach Bethel vom 11. Dezember 1900.
- 42 N-PA-0563.
- 43 N-PA-2058. Brief Abelbecks nach Bethel vom 11. Dezember 1900.
- 44 N-01-434. Tagebuch Abelbeck vom 24. Dezember 1900.
- 45 Ebd. vom 26. Dezember 1900.
- 46 Ebd. vom 31. Dezember 1900.
- 47 Ebd. vom 5.-31. März 1901.
- 48 N-PA-2058 vom Herbst 1901.
- 49 N-ST-141.

“Pray for me, weak mortal that I am, so that the power of the Lord will grant me strength.” Protestant Deacons who Tended the Sick on Board the GERA – The Chinese “Boxer Rebellion” (1900-1901)

Summary

The GERA, an ocean steamer owned by Norddeutscher Lloyd, left the naval base of Wilhelmshaven on July 19, 1900 on course for a distant destination on the other side of the globe. After a voyage along the coasts of France and Portugal and several intermediate stops in Gibraltar and Malta, the GERA sailed down the Suez Canal and across the Red Sea. On September 6, 1900 it arrived at the harbour city of Colombo on the coast of the British colony of Ceylon. Its actual destination, however, was the coast of China. On October 13, 1900 the GERA ended its voyage in the Roads of Taku, at the mouth of the Peiho River in Northeastern China. Beforehand the ship had been converted by order of the “Central Committee of the German Red Cross Associations” to serve a special purpose: It was to be used as a hospital for the units of the German expeditionary corps that had crushed the rebellion by the militant secret society known as the I Ho Chuan (Righteous and Harmonious Fists). On board, apart from the ship’s crew, were several navy doctors and medical orderlies and also some thirty “freelance nurses,” who had signed a six-month contract with the Red Cross in Berlin before their departure. They included seven members of the Westphalian “Nazareth” social and welfare work centre in Bielefeld-Bethel, founded in 1877.

Since the 1890s China had been divided into foreign »zones of influence«: the Russian tsar, the British Empire, France, Italy, Japan, Portugal, Austria and the German Empire all had colonial interests in it. In 1897 Tsingtao, in the Bay of Kiaochow, was occupied by German troops, and the region was leased to the German Reich for 99 years as a “protective region.” In 1900,

events escalated: In Peking the German envoy was murdered by "Boxer" rebels. The German Reich mobilised around thirty thousand marines and other landing-party troops as part of an international expeditionary corps under the supreme command of the German field-marshal Count Waldersee. The steamer GERA was employed as a hospital ship for these units.

A diary account survives of the ship's voyage to China. The person who wrote it gives a very detailed account of his experiences on board the ship and his visits ashore. While it is true that his portrayal of foreign cultures, customs and living standards and of the natives, especially the dark-skinned ones, frequently reflects a sense of superiority rife with prejudices; this diary remains an extraordinary document of the history of early twentieth-century seafaring.

«Priez pour moi, que la force du Seigneur se fasse sentir en moi, faible que je suis». Les diacres évangéliques, infirmiers à bord du GERA lors de la révolte chinoise des Boxers (1900-1901)

Résumé

Le GERA, un transatlantique de la Norddeutsche Lloyd, quitta la base militaire de la Marine de Wilhelmshaven le 19 juillet 1900. Le navire faisait route vers un but lointain, de l'autre côté du globe. Après un voyage le long des côtes françaises et portugaises, après des escales à Gibraltar et Malte, le GERA traversa le Canal de Suez et la mer Rouge. Le 6 septembre 1900, il atteignait le port de Colombo sur la côte de la colonie britannique de Ceylan. Cependant, sa destination était la côte chinoise. Le 13 octobre 1900, la croisière du GERA prit tout d'abord fin dans la rade de Taku, à l'embouchure du fleuve Peiho, au Nord-Est de la Chine. À la demande du «Comité central des associations de la Croix-Rouge», il avait été auparavant transformé dans des buts particuliers: le GERA devait en effet servir de navire-hôpital aux unités du corps expéditionnaire allemand qui devait réprimer la révolte de la société secrète des Boxers (I-HO-K'uan, poings de justice et de concorde). Outre les hommes d'équipage, quelques médecins de la Marine et des gradés des services de santé, environ une trentaine «d'infirmiers volontaires» remplissaient leurs devoirs à bord. Ces derniers avaient signé un contrat de six mois avec la Croix-Rouge à Berlin, avant leur départ. Parmi eux se trouvaient également sept membres de l'établissement diaconal de Westphalie de l'Ouest, Nazareth, à Bielefeld-Bethel, fondé en 1877.

Depuis les années 1890, la Chine avait été partagée en «zones d'influence» étrangères: les tsars russes, l'empire britannique, la France, l'Italie, le Japon et le Portugal, de même que l'Autriche et l'empire allemand faisaient valoir leurs droits coloniaux. En 1897, Tsing-Tao, ville de la baie de Kiao-Tcheou, fut occupée par les troupes allemandes et la région allouée pour une durée de 99 ans en tant que protectorat à l'empire allemand. L'année 1900 vit les événements se bousculer. À Pékin, l'envoyé allemand avait été assassiné par des rebelles, les Boxers. L'empire allemand mobilisa environ 30 000 hommes d'infanterie de marine et autres troupes de débarquement, qui faisaient partie d'un corps expéditionnaire international, placé sous le commandement du général feld-maréchal Comte Waldersee. Le vapeur GERA fut envoyé comme navire-hôpital de ces unités.

Un journal intime, relatant le voyage du navire vers la Chine, a été conservé. L'auteur y raconte de façon très détaillée ses expériences à bord du navire et ses escales. Son récit sur les cultures inconnues, les habitudes et les conditions de vie d'êtres humains qui lui sont étrangers, ne manque pas d'un certain sentiment de supériorité empreint de préjugés, en particulier en ce qui concerne les indigènes à la peau foncée des pays visités. Toutefois, ce journal représente un document extraordinaire de l'histoire de la navigation du début du XXe siècle.